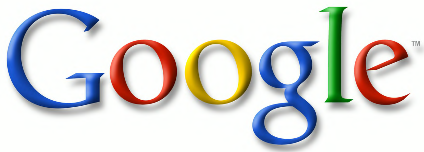




Austria.

Zeitschrift

für

Oesterreich und Teutschland.

Herausgegeben

von

A. J. Groß-Hoffinger.

Erster Band.

Leipzig, 1833.

Literarisches Museum.

Austria.

Erster Band.







☞ Von dieser Zeitschrift erscheint regelmäßig jeden Monat ein Band zu dem Preise von 1 Thlr. — 1½ fl. Conv. Münze.

Empfehlungswerthe Schriften, welche so eben erschienen sind:

Herloßsohn, C., Memoiren eines preußischen Offiziers. 2 Bde. Ladenpreis 2 Thlr.

Herloßsohn, C., Kometenstrahlen; eine Sammlung von Erzählungen, ernsten und humoristischen Aufsätzen. Erster Band. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Jesuitenzögling als Schuhflicker à la Rousseau, Seminarist, Libertiner, Hofmeister, Pfarrer, Hanswurst, Bär, Gassenkehrer, Polizeispion, König, Vatermörder, Revolutionär, Kassenbeamter, Galeerensklave, Baronet, Fuhrmann, Bourbonist der Restauration, und — Bettler. 1 Thl. 12 Gr.

Nork, F., Zeriels, des infernalischen Schauspieldirektors Reise auf die Oberwelt. 1 Thlr. 4 Gr.

Nork, F., Belial und Astarta, oder die Liebe der Teufel. 1 Thlr. 4 Gr.

Harrro Harring, der Carbonaro von Spoleto, ein politischer Roman. 1 Thlr.

Harro Harring, Faust im Gewande der Zeit. 16 Gr.

Der absolute König, oder das Muster der Legitimität. 12 Gr.

Katechismus der Sünden der Päbste und Mönche. 8 Gr.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Herrn Hans von L., k. k. österreichischen Obristen. 1stes Heft. 4 Gr.

Taschenbibliothek aller Revolutionen der neueren Zeit. Herausgegeben von Dr. Ed. Burckhardt und A. Kaiser. Jeder Band 8 Gr.

1—3r Bd. Polens Revolutionen von 1704 und 1830. 4—5r Bd. Geschichte des deutschen Bauernkrieges 6—7r Bd. Geschichte der griechischen Revolution. 8—10r Bd. Geschichte der französischen Revolution.

Austria.

Zeitschrift
für
Oesterreich und Teutschland.

Herausgegeben
von
A. J. Groß-Hoffinger.

Erster Band.





Leipzig, 1833.
Literarisches Museum.

In unserer schreibseligen Zeit, wo sich im teutschen Anstande viele bemühen, alle Erzeugnisse des österreichischen Literaturwesens zu verdächtigen, und ihrer Umgebung und ihren Proseliten, deren sich vielleicht Einige in der Mitte Oesterreichs befinden, eine vornehme Geringschätzung gegen alles Oesterreichische einzuprägen, in dieser Zeit, wo wirklich unsere Literatur minder bekannt und gewürdigt ist, ist die Existenz eines Journals, das von den Resultaten des literarischen Lebens in allen Provinzen des Kaiserstaates Nachricht giebt, aus der Größe der allgemeinen Bewegung auf die allgemein inwohnende Kraft reflektirt, diese Ergebnisse in Gestalt einer fortlaufenden Literatur- und Kunstgeschichte der Monarchie zusammenfaßt, und dem Auslande vor die Augen stellt, von höchster Wichtigkeit. Kaum zweifelhaft ist es, daß ein Journal in diesem Geiste nicht nur für den patriotischen Oesterreicher, nicht nur für Teutschland, sondern auch für Europa eine beachtenswerthe Erscheinung sein, und sich hoffentlich einer gleich großen Unterstützung von Seiten des Publikums, als von Seiten der Schriftsteller in den Fächern, welche der Wirkungskreis des Journals umschließt, um so gewisser erfreuen wird, als es das einzige Journal jener oben entwickelten besonderen Haltung in Teutschland genannt werden darf. — Bei diesem Plane der Redaktion bleibt es ein Hauptaugenmerk derselben, dem gesunden Geschmacke des Gebildeten zu huldigen, Zopfgelehrsamkeit und Pedanterei zu verbannen, doch wird sie keine eigennützige Rücksicht vermögen, der um sich greifenden Oberflächlichkeit zu fröhnen; vielmehr soll es die schönste Aufgabe derselben sein, dem schönen Stamm der vaterländischen Literatur sorgfältige Pflege und Nahrung, und dem unter seinen Schatten Wirkenden die goldenen Früchte des Fleißes zu bieten, damit der Saame wieder aufgehe in den Tiefen des menschlichen Geistes, und nicht zertreten werde von den müßigen Wegelagerern der teutschen Literatur.

Wir stehen am Rande eines neuen Dezenniums, eine große Zeit liegt hinter uns, eine größere vor uns, und diese wird die Saat der jüngsten Vergangenheit, vielleicht zu einer glücklichen Reife bringen. Die Wissenschaft darf nicht zurückbleiben in diesem stürmevollen Fortschreiten, in diesem Wechselwirken heterogener Kräfte, in diesem rastlosen Kämpfen und Treiben, dessen Erfolg noch in finstere Nebel gehüllt in der Ferne liegt. Ein Orkan hat die politische Welt in Aufruhr gebracht, Nationen bluten an selbstgeschlagenen Wunden, und überall, und überall, in Süd und Nord, in West und Ost, umhängt uns ein Kranz von dunkeln verderbenschwangern Wetter-Wolken, die Erde bebt in der Runde von den Don-

nerschlägen des erzürnten Himmels; Ordnung und Friede ist entwichen, Haß und Zwietracht treibt Brüder gegen Brüder zum blutigen Streit. Nur Oesterreich steht ruhig, ungeschwächt und kraftvoll, umgeben von drohenden Elementen, ohne Furcht und gefürchtet. Kein Nebelstrich verdunkelt den strahlenden Friedenshimmel, und die Saat seines Segens wuchert empor zur üppigen Frucht. Nicht so stolz und selbstständig ist die Stellung Oesterreichs in literarischer Hinsicht. Die Ursachen dieser Unterordnung sind angeerbte Vorurtheile, das ungegründete Mißtrauen in die eigene Kraft, und das schülerhafte *αυτος εφα*, das Vielen in Oesterreich so geläufig ist, wenn man von einer ausländischen Musterschule spricht. Die Oesterreicher sind in ihrer Stellung gegen das von uns leider losgerissene Teutschland eben so nachahmungs- und vergötterungssüchtig, als jene Teutschen es sind gegen Frankreich, dessen Flitterstaat ihrer Literatur an allen Orten anklebt. Wie hinderlich diese Schwäche des Selbstvertrauens dem allgemeinen Fortschreiten im Wege stehe, nachdem wir schon längst mit dem Begriffe eines, selbst literarisch-teutschen Auslandes vertraut worden sind, ist leicht zu ermessen. Teutschland hat sich losgerissen von Oesterreich, Nationaleitelkeit hat sich feindselig dazwischen gestellt, die Trennung zu bewahren, und beiderseitig waren zu allen Zeiten kleine Seelen bei der Hand, die Zwist und Gehässigkeit meisterlich zu nähren wußten, um alle Gemeinschaft zu zerstören. Beklagenswerthe Uneinigkeit hat nie eine konzentrische Kraftanstrengung im teutschen Volke zugelassen, und selbst in der Wissenschaft scheut man es, sich gegenseitig die Hand zu bieten.

Sehnlichst, mit jedem warmfühlenden Sohne Teuts wünschen wir eine baldige, feste Wiedervereinigung der zerstreuten teutschen Kraft, und freundlich werden wir jedem Versuche der Art entgegenkommen, aber wenn das unnatürliche, bestehende Verhältniß der gegenseitigen Abscheidung sich einer bleibenden Dauer erfreuen sollte, dann lasset uns nicht fremde Wege betreten, sondern eine eigene Bahn brechen, mit eigener Kraft wirken, und unbekümmert um die Umtriebe moderner Klopffechter und ihre Verkleinerungen, unser Ziel verfolgen, an dem die Wanderer auf rechtem Wege, von allen Völkern zusammentreffen müssen. Eine originelle österreichische Literatur kann aus diesen Bemühungen erstehen, und die Redaktion der Austria wird das Ihrige beitragen, ihr Gedeihen herbeizuführen, Volksthümlichkeit und Nationalität zu nähren, und selbst den Schein zu retten, damit unser Wirken auch so scheine wie es ist. Indem wir durch Begründung dieser Zeitschrift den „Berufenen“ Raum für das ungebundene freie

Wort geben, und zur lebhaften Theilnahme und Unterstützung auffordern, sei es uns vergönnt, auch Anforderungen zu stellen und uns vor Mißbrauch zu verwahren. Die Austria soll kein Tummelplatz werden für Persönlichkeit und Lokalklatscherei; keine Freistätte für alle Ultras, und vor allen Dingen nicht langweilig sein. Wir sind nicht privilegirt zum Mißbrauch der Presse und des Publikums, haben keine ex officio Abonnenten, keine langmüthigen Leser, und stehen nicht ohne Konkurrenz auf dem Forum der Oeffentlichkeit, in aristokratischer Selbstständigkeit auf zwanzigjährigem Unsinn fruchtlos hingepflanzt, wie mehrere literarische Gastwirthe in Oesterreich. Wer an unserem Tisch sich sättigen will, der kommt aus freier Wohl, nicht weil er sonst verhungern müßte. Daher keine gelehrten Berichte über aufgefundene Münzen und römische Geschirrscherben, keine Geschichten österreichischer Markgrafen und adeliger Geschlechter aus Staub und Asche tausendjähriger Klosterarchive, keine tiefsinnigen und hochgelahrten Untersuchungen über den Ursprung eines Dorfnamens, keine Analisen, Theaterkritiken, keinen sentimentalen Katzenjammer, keine panegirischen Gedichte, keine Räthsel, Charaden u. s. w., kein ewiges Beschwören der Vaterlandsliebe — denn nicht selten wird die Wahrheit solcher zur Schau getragenen Empfindungen verdächtigt — keine Jeremiaden über die Sittenverderbniß unserer Zeit, keine Apotheosen berühmter und unberühmter Mäcenaten, kurz nichts von alledem, was das teutsche Ausland in der Regel und meist mit Unrecht den österreichischen Autoren zur Last legt! Geist, Witz, Wahrheit, Poesie — Gegenwart und Zukunft, keine Vergangenheit! Sachen und Thatsachen, keine Ursachen, keine Zurückführung auf die Zeit der Erschaffung der Welt, keine gelehrten Details, keine erläuternden Phrasen, Tiraden, Zitaten und Notaten, Prologe und Epiloge, Vorreden und Nachreden — Kürze, spartische Kürze! Meinungen und Ansichten ohne Vorbehalt in mannhafter Bestimmtheit, ohne Entschuldigung und Gesalbader! Haß und Liebe, Lob und Tadel, keine Verhöhnung, keine Ironie, keine Lüge und Verläumdung, mannhaftwürdige Sprache ernster Besonnenheit, hoher Begeisterung für das Gute und Schöne. Wir wollen stolz sein, ohne dem Nationalhaß kleiner Seelen Raum zu geben, das Wort brauchen, wie einen Pflug zu materiellem Nutzen, wie ein Schwert gegen unwürdige Anfechtungen, das Gute erheben und zertreten das Schlechte. Achtung dem Gesetz, das unser Schutz, Achtung dem Regenten!

A. J. Groß-Hoffinger.

Brief eines Oesterreichers an den Fürsten von Metternich.

Fürst!

Ich richte mich an Sie, weil Sie das Schicksal meines Vaterlandes leiten, soweit überhaupt Menschen gegeben ist, die Schicksale der Staaten zu leiten. Ich richte mich an Sie öffentlich, weil das Wort, daß die Völker hören, nicht in der Vergessenheit verhallen, noch unter dem Staube, der Privatschreiben und Kanzlei-Akten deckt, ersticken kann. Ich richte mich an Sie jetzt, weil jetzt einer jener Augenblicke da ist, welche oft zum Wendepunkt der Bestimmungen eines Staates werden, und weil die Gelegenheit, einmal verloren, langes, oft unheilbares Weh nach sich zieht.

Wenn sie mich um meine Befugniß zu reden fragen, so lege ich die Hand auf meine Brust und antworte: Hier ist sie, in dieser reinen, warmen Vaterlandsliebe, die mich einst aus den heimischen Räumen hinaustrieb, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, mein Vaterland unter napoleonischer Gewaltherrschaft zu sehen, und die der Anziehungspunkt wurde, um den sich zwanzigjährige Ansichten und Erfahrungen gereiht haben. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit abgedroschenem

Pedanten-Geschwätz ermüde. Weniges hab' ich zu sagen, neu wie die Zeit, die im Werden ist, schwer wie die Wolke, die über uns alle aus dem Norden hereinbricht.

Oesterreichs Schicksal hat sich so sonderbar gefügt, daß es fast immer die Fortsetzung einmal entstandener, obgleich fehlerhafter Gewohnheiten als nützlich, hingegen große Neuerungen und Kraftanstrengungen theils als unmöglich, theils als gefährlich ansehen lernte. Die Erhaltung des Bestehenden ward sein Hauptcharakter, und das Bestehende war: eine stille, väterliche Monarchie, und eine zähe politische Mittelmäßigkeit.

Censur-

Lücke.

In dreifacher Form hat sich Oesterreichs Kampf um das Herkömmliche gezeigt. Zuerst kämpfte es um den Besitzstand und die Macht. Zu jener Zeit, da Oesterreich, nebst Tirol, fast das ganze Süddeutschland und die Schweiz zu seinen Besitzungen und Anwartschaften rechnete, war der Gedanke natürlich, alle diese zerstückelten Länder in ein kompaktes Ganze

zu vereinigen; man überlegte damals nicht, daß der Charakter der Alpenbewohner, die physische Bildung der hohen Gebirgsknoten und ihre natürliche Bestimmung zum Transito, welche von ihrer Lage in der Mitte der von ihnen ausgehenden großen Flußgebiete abhängt, eine eigene, unabhängige, auf größere Freiheit berechnete Form erfordern, und daß die damals noch bestehende Gewohnheit der Erb-Theilungen die Frucht der Vereinigung wieder vernichten würde. Genug, die Schweizer brachen diesen Plan, und jener Ruf der Freiheit, der sie gegen den geharnischten österreichischen Adel stählte, ward der österreichischen Dinastie und ihrem Adel verhaßt.

Dritthalbhundert Jahre später folgte der Kampf für die bestehende *Religion*. Da die religiösen Bewegungen von den politischen unzertrennlich sind, so handelte es sich auch hier zugleich um die Erhaltung der politischen Macht, besonders in dem Verhältnisse zu Deutschland. Vielleicht konnte die Kaiserdinastie gewinnen, wenn sie die neue Religion in Schutz nahm. Aber sie war damals mit Spanien verwebt, sie fürchtete, dieses und seine Schätze zu verlieren; endlich, die persönliche Religiosität der österreichischen Prinzen gab den Ausschlag. Der Erfolg entsprach nicht den gemachten Anstrengungen und erlittenen Drangsalen: man verfluchte wieder die Neuerer, die Oesterreich in eine so grausame Alternativen versetzt hatten.

Die *politische* Triebfeder, welche im 16ten Jahrhunderte nur die zweite Rolle gespielt hatte, wurde im 19ten Haupttriebfeder; eine wilde, instinktmäßige, erfahrungslose Revolution bedrohte die Existenz der Dinastien und die Unabhängigkeit der Völker. Oesterreich stand wie immer an der Spitze des Alten; es trat aus dem Kampfe ungefähr, wie es in denselben getreten war, nur noch vorsichtiger und behutsamer; es will dasselbe bleiben, da sich alles ringsum verän-

veränder hat; es will das Alte, das Bestehende festhalten und bedenkt nicht, daß das Alte alle seine Formen erschöpft hat, und das Bestehende nur noch ein Schatten ohne Körper ist; es sagt: es ist bisher so ziemlich gegangen, so will ich's denn weiter noch versuchen, ohne zu ahnden, daß ihm der Boden unter den Füßen fehlt und daß die nächste Stunde das lang im Schooße der Zeit gebrütete Verhängniß ausschütten kann.

Das, was Oesterreich für das Bestehende hält, verdient diesen Namen nicht mehr; und was es in dem gegenwärtigen Zustande Oesterreichs wahrhaft Bleibendes giebt, fordert zu seiner Befruchtung andere Bedingungen als die, welche die alte Routine zu erfüllen im Stande ist.

Oesterreich hält den Absolutismus, die väterliche Monarchie, wenn man will, für das Bestehende. Das war sie, so lange der Absolutismus an den drei Formen, unter denen er sich gezeigt hat, einen Anhaltspunkt fand, und zwischen den kritischen Umwandlungen der Bildung einerseits — mochten sie von Volks-Spannung oder Hof-Verschwendung herrühren — und der asiatischen Rohheit andrerseits, die Mitte einnahm. Aber die obenerwähnten drei Formen sind verbraucht; der Besitzstand Oesterreichs hängt nicht mehr von der Gewalt, welche die Regierung im Innern besitzt, sondern von andern Bedingungen ab, welche die Staatswissenschaft bei dem Fortschritte ihres physiologischen Theiles erkannt hat. Die Religion ist heutzutage kein Grund mehr, diese oder jene Regierungsform anzunehmen oder zu verwerfen. Endlich die Revolution ist aus der instinktmäßigen in die schlußgerechte Epoche übergegangen; sie ist zur Reform geworden, und in dieser Gestalt ist keine menschliche Macht mehr im Stande, sie aufzuhalten und es ist auch kein vernünftiger Grund dazu. Die Folge des allgemeinen Fortschreitens aber ist, daß von der einen Seite das monarchische Princip sich all-

mälig verliert, weil die Völker immer fähiger werden, sich selbst zu regieren; von der andern Seite aber das eigentlich monarchische: das autokratische Princip, nachdem es sich aus der Rohheit herausgearbeitet, eine bisher unbekannte Ausdehnung erhalten wird, weil es in einem Lande auftritt, das seinen Fürsten in den Stand setzt, moderne Verführung mit den großen Formen des Alterthums zu verbinden. Mit einem Worte, es wird kein Jahrhundert, vielleicht kein halbes vergehen, ehe die drei westlichen Seemächte Europa's — Großbrittanien, Frankreich, die pirenäische Halbinsel*) sich zu Republiken gemacht, Rußland aber die ganze Aristokratie Europens an sich gezogen und die Grundlage zu einem Weltreiche gelegt haben wird. Das Mittel zwischen diesen beiden Zuständen ist aber nicht eine hausmännische, bewegungslose, arme und unscheinbare Monarchie, sondern eine Form und ein Besitzstand, welche im Stande sind, populäre Geisteskraft und den Weltverkehr, von welchem der Reichthum abhängt, mit monarchischer Stabilität zu vereinigen und zugleich dem ungeheuern Andrang von Außen eine hinlängliche Masse entgegenzusetzen.

Man ist längst darüber einig, daß Rußlands heißester Wunsch ist, seine Fahnen auf der byzantinischen Sophienkirche aufzustecken, aber vielleicht hat man nicht so sehr bedacht, daß es damit die Grundlage zu einem Weltreiche legt. Konstantinopel als Eroberung würde ihm nichts nützen, und vielleicht nur die Eifersucht der Altrussen aufregen. Es muß der Sitz des Reiches werden, das alsdann alle Elemente eines Weltreiches haben wird. Das schwarze und das kaspische Meer werden

*) Dürfte wohl die letzte Republik in Europa werden. Wo der religiöse Fanatismus und der Einfluß der Klerisei noch so entschieden hervortritt wie dort, kann wohl keine dauerhafte Republik in so kurzer Zeit zu erwarten sein. D. R.

die Binnenseeen, gleichsam das Laboratorium der neuen slavischen Herrschaft sein. Persien und Griechenland, vielleicht Egipten, werden der Kraft dieses Wirbels nicht lange widerstehen. Die ungarischen Länder, von drei Seiten umwickelt, werden sich ohne Widerwillen diesem Kreise anschließen, zu welchem sie durch ihre slavischen Sitten gehören und wo der ungarische Magnat einen glänzenderen Spielraum findet, vor dessen Schimmer er das im Hintergrund-lauernde finstere Sibirien vergessen wird. Wien wird wieder, als Gränzfestung, seine Wälle herstellen müssen.

Censur-Lücke.

An der Leita und March schließt der erste Akt des Trauerspiels*).

Unterdessen werden sich Frankreich und England wegen Belgien zanken und jedes an einem Ende des ausgebreiteten Tuches ziehen, welches die pirenäische Halbinsel figurirt. Oesterreich, furchtsamer und bedenklicher als Preußen, wird mit diesem zusammenhalten, um eine moralische Ordnung in Deutschland zu erzwingen, welche Preußen, aber nicht Oesterreich, dazu führen wird, seine phisische Macht zu vermehren.

Censur-Lücke.

Rußland, nachdem es seine Seemacht zu einer furchtbaren Höhe gebracht, wird im zweiten Akt mit

*) Ein finsterer Traum! Wie viele Wendepunkte hatte Preußens Politik in der Geschichte? Sollte man nicht binnen wenig Jahren einen neuen hoffen dürfen?

reißender Gewalt über Italien, Oesterreich und die skandinavische Halbinsel herfallen. Dann wird bei dem allgemeinen Zetergeschrei England zu spät seinen Zwist mit Frankreich beilegen, Frankreichs Geldsäcke zu spät sich Köpfe und Arme ansetzen wollen,

Censur-Lücke.

Oesterreich! — Preußen! — Deutschland! — das sind Eure Schicksale, wenn Ihr Euch nicht früher zu Einem Ganzen vereinigt, dessen Losung Freiheit und Macht ist!

Wie kann das geschehen, unter welchen Bedingungen, in welcher Form? Wo ist die phisische und die moralische Mitte, in welcher der Schlußstein des europäischen Staatengebäudes niedergelegt werden soll?

Aber bin ich nicht von Schreckbildern geängstigt? wo wäre unsre Diplomatik mit ihrer Kunst, wenn sie eine so düstre Zukunft nicht abzuwehren vermöchte? Es ist wahr, wie ein schwarzer Schatten verfolgt mich eine Stelle aus Mably, seitdem ich einmal zufällig ihre Anwendung auf Rußland gemacht habe: „Laßt nur heute in Europa eine Macht sich erheben, deren Kräfte den Kräften eines jeden einzelnen der übrigen Staaten überlegen sind, und welche sie alle an Kriegs-Disziplin und Kriegs-Erfahrung übertrifft. Diese Macht, stets von einerlei unveränderten Grundmaximen geleitet, lasse sich weder von ihren Glücksfällen verblenden, noch durch Mißgeschick niederschlagen, sondern besitze Standhaftigkeit genug, um nie auf ihre Plane Verzicht zu thun, und Weisheit genug, den völligen Untergang einem nicht glorwürdigen Frie-

den vorzuziehen, und man wird bald jene Liguen, jene Coalitionen, jene Allianzen verschwinden sehen, welche heutzutage jedem Staate zu Bürgen seiner Unabhängigkeit dienen. Man merke genau darauf: unsere moderne Politik ist das Werk zweier Leidenschaften; die eine ist die Furcht vor den unruhigen Bewegungen irgend einer herrschbegierigen Macht, die andere ist die Hoffnung, dieser Macht zu widerstehen, weil man ihr abmerkt, daß sie in sich selbst nicht diejenigen Eigenschaften, nicht diejenigen Hülfsquellen besitzt, welche das Gerathen ihres Unternehmen versichern würden. Gelingt es durch große Beweise von Muth und Weisheit, diese Hoffnung zu unterdrücken, so bleibt nichts als die Furcht, und dann wird es nicht lange mehr dauern, daß Europa seine Freiheit verliere." — —

Nun erinnere man sich aber an jene Beharrlichkeit, die Petersburg in der Wildniß zimmert und Karl XII. bei Pultawa schlägt, ein halbes Jahrhundert später — durch eine gefährliche Rebellion und ungeheure Verluste im Herzen angefressen — doch Polen theilt und den Frieden von Kainardschi erzwingt, endlich noch ein halbes Jahrhundert weiter, Moskau in Brand steckt und mit der Suprematie in Europa endigt; — man stelle sich jenes Heer vor, welches mitten unter den schwedischen Pikenstößen gebildet, bei Zorndorf die preußischen Säbel, bei Friedland und Mosaisk die französischen Kanonenkugeln, in der Türkei und in Polen sogar der Seuchentod und die Elemente ermüdet, — man überlege jene unverwandte, mit furchtbarer Sicherheit langsam fortschreitende Politik, welche Konstantinopel nur darum noch nicht erfaßt hat, weil noch nicht alles vorbereitet ist, um diesen Schritt so folgenreich zu machen, als es seine Natur erfordert; — und man sehe zu, ob die Schilderung Mably's nicht von dem russischen Urbilde abkopirt scheint.

Aber was weder Mably, noch meines Wissens, irgend jemand in einem vollständigen Gemälde zusammengestellt hat, dessen Anblick wahrhaft Schrecken erregen würde, das sind die Mittel, welche Rußland vor allen europäischen Mächten auszeichnen und es in den Stand setzen, abwechseld italienische List und tartarische Energie, die Bildung und die Gewalt, oder wie man es dort nennt, das deutsche und das russische Sistem, spielen zu lassen. Unangreifbar im Rücken, militärisch kolonisirt, in finstern, allen Blicken entzogenen Wäldern den Angriff vorbereitend, kann es plötzlich auf Einer Frontlinie eine ganze Bevölkerung vorwärts treiben.

Censur=

Lücke.

Censur-

Lücke.

Verzeihen Sie mir, Fürst, diese Abschweifung, ich will nun ohne weiterem die Auflösung der obigen Fragen gleich bei dem Hauptpunkte angreifen.

Oesterreich ist das phisische Zentrum von Europa, es ist das Kerngebiet der Donau, welche selbst die Zentral-Linie von Europa bezeichnet, es ist der Anziehungspunkt für alle Länder vom Rhein bis an den Dniestr, vom adriatischen bis an das baltische Merr; und Wien ist bestimmt die Zentralstadt von Europa, die Schlagader zu werden, welche den Umlauf von Orient nach Okzident befördert. Auf den Knieen möchten alle Völker die Mächtigen der Erde beschwören, eine solche Bestimmung, die für sie alle wohlthatschwanger ist, nicht zu verkennen, und nicht da, wo eine Million Menschen in alle Trachten gehüllt, und mit allen Arten emsigen Treibens beschäftigt, wimmeln soll, eine an Zahl, Art und Thätigkeit beschränkte, einflußlose, keiner großen Unternehmung fähige, vielleicht gar einst, wie ich bemerkt habe, auf den Me-

chanismus einer Gränzbesatzung herabgebrachte Bevölkerung hinzustellen!

Ungeheuer sind die Folgen von der Einheit des europäischen Binnengebietes, von der Zentralität Wiens — zwei anschauliche, unumstößliche, unveränderliche Grundlagen, gegen welche alles andere nur als künstliches, vielleicht nothgedrungenes, aber immer unhaltbares, naturwidriges Machwerk erscheint. Daran hängt die Bestimmung Oesterreichs, die Bestimmung Teutschlands: das ist das Bleibende, das Bestehende; Weh über den, der das nicht begreift!

Aber dieser Landesstrich enthält nicht nur verschiedene Kulturgrade, sondern auch verschiedene Stämme, er enthält vorzüglich die Berührungslinie des teutschen und des magyarischen Stammes, deren Streit einst so viel Unheil über Europa brachte, und deren Verbindung das Geheimniß von Europa, das Palladium seines Friedens und seines Wohlstandes ist. Darum hat die Natur diese Verbindung durch eine gemeinschaftliche Thätigkeitslinie (die Donau) und durch das wechselseitige Bedürfniß des Gebirgslandes und des Wasserlandes (Oesterreich und Ungarn) angezeigt. Daß die freieste Wechselwirkung unter diesen zwei Theilen nicht hergestellt, vielmehr die österreichische Donau in zwei fast feindliche Hälften getheilt ist,

Censur - Lücke.

Daß die große Zentrallinie überhaupt, mit ihren End- und Seiten-Ausgängen, verstimmelt, durchschnitten, zerstückelt ist, darin liegt der Grund von der Schwäche und Armuth des europäischen Binnenlandes und von der Unmöglichkeit, daß es seine Bestimmung, ruhegebietender Schlußstein von Europa zu werden, erfülle.

Verbunden sollen sie also werden alle diese Stämme, aber nicht verschmolzen, denn welchem von ihnen wollte man zu-

muthen, seine Nationalität aufzugeben? Einheit und Nationalität aber ist nur in einem föderativen Sisteme zu finden. Auch ist ein Anschein dieses Sistems schon lange in Teutschland vorhanden, aber es muß auf die ungarischen Stämme ausgedehnt und durch wirksamere Formen zur Realität gebracht werden; darüber ist nur Eine Stimme. Sollen diese Formen ins Leben treten, so müssen sie dem Kulturgrade der Völker entsprechen; wo nicht, so werden sie mit Widerwillen zurückgestoßen. Der Absolutismus ist dem Geiste der meisten Teutschen und der vorzüglichsten österreichisch-slavischen und magyarischen Stämme geradeswegs zuwider, und unter Absolutismus verstehen sie, um aller Mißdeutung auszuweichen, jene Regierungsform, wo eine öffentliche gesetzliche Wechselwirkung zwischen der Regierung und der öffentlichen Meinung, d. h. wo eine*) Volksrepräsentation und Preßfreiheit mangelt. So lange Oesterreich sein bisheriges dieser beiden Mittel beraubtes Sistem als das Bestehende ansieht und als solches behaupten will, setzt es seiner hohen, schönen Bestimmung eine eben so unnöthige als unüberwindliche Schwierigkeit entgegen. Die Furcht oder der den Völkern entgegengesetzte Sinn der einzelnen Regierungen kann wohl eine Zusammenstimmung, — der Haß oder die Noth der Vertheidigung gegen einen auswärtigen Feind kann wohl ein augenblickliches Zusammenwirken hervorbringen, obwohl die Geschichte lehrt, daß auch dieses nicht gewiß ist; aber das ist's nicht, was die Bewohner des europäischen Zentrallandes zu der Stufe des Wohlstandes erheben kann, wozu sie die phisische Interessen-Einheit ihres großen und mit so mannichfaltigem Reichthum ausgestatteten Gebietes beruft, das ist's nicht, was die Teutschen und Ungarn zu einem Weltvolke macht; das ist's also auch

*) (diktirende, aber nicht Komödien-)

nicht, was die deutschen Stämme bewegen wird, einem Theile ihrer individuellen Souveränitätsrechte, zu Gunsten einer Zentralgewalt, die sie doch alle wünschen, zu entsagen. Von ihrem natürlichen Centralpunkte abgestoßen, suchen sie aus Noth einen andern Anhaltspunkt, und Oesterreich ist darüber schon mehr als einmal in Gefahr gewesen, seine Anziehungskraft völlig zu verlieren.

Es ist in Teutschland ein Land, dessen Macht vom Talent und von der Aufklärung gegründet worden ist und das sich schon einmal — mit oder ohne Recht — zum Anhaltspunkt der teutschen Regierungen, (und unter diesem Namen wueden damals, vor der französischen Revolution, auch die Völker mit begriffen), gegen vermeintliche Angriffe Oesterreichs dargeboten hat. Ein blinder Franzosenhaß — denn jeder Nationalhaß ist blind — und vielleicht eine tiefere Berechnung seiner Lage zwischen Rußland und Oesterreich, haben Preußen von seinem alten Sisteme ab, und — — — den Absolutismus mit Oesterreich in augenblickliche Harmonie gebracht. Dadurch wäre nun freilich vor der Hand und bis zur endlichen Auflösung des Räthsels, die Einheit hergestellt; Teutschland hätte statt Einem, zwei „Schirmer" erhalten, wie die preußische Staatszeitung sagt, aber das Resultat ist, daß ein Theil der Teutschen sich bereits um einen dritten Schirmer im In- oder Auslande, oder wohl gar um ein neues weniger beschirmtes Vaterland umsieht. Denn die Teutschen wollen nicht Einheit um jeden Preis; die Einheit ist nicht an sich selbst ein Zweck, sondern nur ein nothwendiges Mittel zur Erreichung vernünftiger Zwecke; wenn aber das Mittel diese Zwecke aufhebt, statt sie zu befördern, so wirft man es unwillig von sich.

Daß die Teutschen in Preußen oder bei Engländern und Franzosen einen Stützpunkt suchen, beweist nicht, daß sie

Oesterreichs den Untergang bringt. Ist doch selbst die religiöse Strenge in Oesterreich darauf berechnet, jene Pflichten einzuschärfen, deren Verletzung, wie man befürchtet, zum politischen Sturze führen könnte. Aber ich glaube erwiesen zu haben, daß — — — — — — — — — — — — — — — — — — was man in Oesterreich für das Bestehende hält, nicht mehr besteht, und daß das wirklich Bestehende eine freie Untersuchung keineswegs scheut.

Die Untersuchung beweist, daß das ganze europäische Binnenland vom Rhein bis zum Dniestr und vom adriatischen bis zum baltischen Meere einen einzigen Interessenkreis bildet, dessen Knoten Oesterreich ist. Die Untersuchung führt also nicht zur Zersplitterung, sondern zur Festknüpfung und Vereinigung.

Die Untersuchung beweist, daß dieser Landstrich vielerlei Stämme und unter ihnen zwei Hauptstämme begreift, deren Vereinigung die wesentliche Bedingung von Europa's Ruhe ist. Wie ist es aber möglich, die Vereinigung dieser mannichfaltigen und auf mannichfaltigen Kulturgraden stehenden Stämme auf Jahrhunderte zu versichern, anders als durch das gemeinschaftliche Band einer Dinastie. Die Untersuchung führt also in Teutschland und Oesterreich nicht zur Republik, sondern zur föderativen Monarchie, deren Mittel- und Anhaltspunkt Oesterreich ist.

Die Untersuchung beweist, daß die föderative Monarchie der mannichfaltigsten Formen fähig ist, in welche sich alle Arten von Kulturzuständen einfügen lassen. Aus der Untersuchung kann also weder dem demokratischen Princip, da, wo es einiges Gewicht erlangt hat, noch dem aristokratischen, welches fast überall vorherrscht, eine Gefahr erwachsen, wenn es sich nur überhaupt auf Untersuchung, d. h. auf den Vernunft-

gebrauch und die dadurch sich ergebenden Verbesserungen einlassen will.

Die Untersuchung beweist endlich, daß die Revolution ihren ersten, instinktmäßigen Cyclus durchlaufen und sich in den Geist der Reform verwandelt hat. Man darf also nicht fürchten, daß der allgemeine öffentliche Geist das Gute übereilen wolle; wenn man mit ihm nur über die Grundidee einig ist, so wird die Ausbildung derselben Sache der Zeit sein; aber glaubt man, daß dieses eine so leichte Aufgabe ist, die blos im Dunkel der Kabinete ohne die allgemeinste und allseitigste Besprechung gelöst werden könne?

Wie ungegründet ist also die Meinung derjenigen in Oesterreich, welche behaupten, es müsse alles so wie bisher fortgehen, weil sonst alles in Trümmer fiele. Nein, im Gegentheil, wenn es so fortgeht, wie bisher, dann ist Gefahr, daß alles in Trümmer gehe, weil man über einem Schattenbilde, dem es schon an Körper fehlt, das wirklich Bestehende vernachlässigt, was Dauer auf Jahrtausende verspricht. Eben so falsch ist es, daß der Absolutismus das Regieren erleichtere und es eine ungeheuere Aufgabe wäre, so viele Nationalstäten jede nach ihrem eigenen Sinne zu regieren. Wäre es auch so — das Regieren ist nicht Genuß, sondern eine schwere Last, und das erkennt die erlauchte österreichische Dinastie selbst ohne Widerrede. Aber es ist nicht so, denn die föderative Monarchie ist, wie gesagt, eine Form, unter welcher die verschiedenartigsten einzelnen Verfassungen zusammengefaßt werden können, wenn man nur die Attribute der Zentralgewalt richtig zu bestimmen, und indem man sie auf die Bedingungen des allgemeinen Staatenlebens zurückführt, von einer Menge unnützer Detailgeschäfte zu befreien weiß.

Freilich wird es nicht an Oesterreichern fehlen, die vielleicht böse darüber werden, daß man ihr gelobtes Land in so

böse Händel stecken will. Sie werden ihren Wohlstand hervorheben, als ob alles mit dem Essen und Schlafen abgethan wäre, und als ob nur einige reiche Städter das Recht hätten, gut zu essen und wohl zu schlafen; sie werden gegen die Theilnahme an den öffentlichen Geschäften als unbequem protestiren, sie, die doch im Stande sind, in der Kanzlei bis zwei Uhr Nachts am Schreibpult zu kleben; sie werden es dahin bringen, daß ein alberner Zeitungsschreiber in seiner vermeintlichen Menschenkenntniß ausrufen wird: es ist ungerecht, den Oesterreichern Preßfreiheit zumuthen zu wollen! Aber man hört ja nur Jene, die da reden, und nicht die Andern, die schweigen müssen! — dieses und dieses andere, was man unter andern auch von dem Adel und von der Geistlichkeit in Oesterreich schwatzt, ist ja selbst eine Wirkung des bisherigen Sistems und verschwindet mit demselben. Aber solches Gerede, so lang es noch dauert, wird den Geist nicht blenden, der bestimmt und fähig ist, über das Schicksal des Vaterlandes zu wachen; er wird nicht die großen Ungleichheiten und übertünchten Schwächen dieses vorgegebenen Wohlstandes, nicht den höheren Beruf Oesterreichs und auch nicht die drohende Gefahr, falls es seinem Berufe nicht nachkommt, übersehen. Ich zweifle, Fürst, ob Sie einen Oesterreicher, der so denkt und spricht, wie diejenigen, die sich aller neuen, regen Thätigkeit entgegensetzen, auch nur an Ihrem Schreibtische werden brauchen können, und vielleicht sind Sie gerade jetzt*) in dem Fall, die Erfahrung davon zu machen. Und doch leben wir noch in dem alten Sistem und in friedlichen Tagen. Wie aber, wenn geändert werden muß, wie vollends, wenn die Tage der Gefahr hereinbrechen? Werden diejenigen, welche durch ihr starres Be-

*) nach der Erledigung der Stelle, welche H. v. Genz versah.

harren auf Unabänderlichkeit die Gefahr herbeigeführt haben, alsdann die Energie finden, ihr zu widerstehen; wird das Talent zur rechten Stunde, wenn man es braucht, erscheinen, nachdem es so lange in den Hintergrund verwiesen worden; wird es, wenn es auch erscheint, durch seine Inspirationen die Kenntniß, die aus einer vielseitigen und lang fortgesetzten Behandlung der Gegenstände entspringt, ersetzen können?

Vielleicht, und ohne vielleicht ist es nicht in Oesterreich allein, daß gewisse Menschen in dem, was denn doch endlich geschehen und zu Oesterreichs und aller Vortheil geschehen muß, überall Gefahren und Schwierigkeiten erblicken. Machiavel würde nicht unterlassen zu bemerken, daß, so wie Oesterreich die Untersuchung nicht scheuen darf, Andere wirklich fürchten müssen, von derselben in ihren Ansprüchen auf ganze oder halbe Suprematie, oder auf einem besondern mit dem allgemeinen Wohle des europäischen Binnenlandes nicht verträglichen Wirkungskreis durchkreuzt zu werden. Noch Andere fürchten geheime Absichten der stärkeren Mächte, oder wenigstens in Hinsicht auf Oesterreich, die Schwierigkeit, gewisse moralische Bedingungen von demselben erfüllt zu sehen. So ist denn aus verschiedenen Gründen in Allem ein gewisser Widerwille entstanden, an dem vermorschten Gebäude rühren zu lassen, in dem man doch nicht bequem wohnt und dessen Einsturz man jeden Augenblick fürchtet. Auf diese Art hat sich die Stimmen-Einheit in Rücksicht gewisser Beschlüsse gebildet, die am Ende darauf hinausgehen, alle Wege zu verrammeln, auf welchen dem Gebäude zuzukommen wäre. Aber das hat auch seine Gefahr, welche diejenigen, die das menschliche Herz kennen, nicht in Abrede stellen werden. Man sehe, daß eine gewisse Anzahl Menschen heftig Etwas wünschen, dessen Erreichung von einer höhern Macht abhängt.

Diese Menschen sollen aber nicht reden, nicht schreiben, nicht singen, nicht deuten, nicht bitten, nicht protestiren, nicht fragen, nicht berathschlagen, nicht einen Zugang zu jener höheren Macht suchen, nicht Vorstellungen machen und noch weniger auf Erledigung derselben dringen, nicht sich auf das Versprochene berufen, — sie sollen ihr Gefühl unterdrücken, oder — bersten. Nun weiß ich zwar nicht bestimmt, ob meine lieben Landsleute, die Teutschen, einen Wunsch, oder wohl gar einen heftigen Wunsch haben, oder ob wir nur einige Wenige sind, die wir Grillen im Kopfe herumtragen, aber wenn das erstere der Fall wäre, wie Einige behaupten; könnte das nicht schlimme Folgen hervorbringen und wäre es auch nur, daß man einige Unglückliche des Tagelichts berauben müßte, wie es schon geschehen ist? Und warum das, warum soll Oesterreich, das von diesen Wünschen nichts zu fürchten hat, das Gehässige ihrer Unterdrückung auf sich nehmen, blos um den panischen Schrecken Anderer zu kuriren? Ich sage den panischen Schrecken; denn der Teutsche ist überlegt; er reimt gern alles, selbst das Unreimliche, zusammen, er hat Gefühl für fremde Schwächen, und Geduld in seinen eigenen Regungen; man gestehe ihm, wie ich gesagt habe, nur die Grundidee zu, das übrige wird sich finden, ohne daß Jemand dabei leide. Man hat viel von dem Hambacher Feste gesprochen. Nun wohl, es war eine erste Aufwallung, ein ungeregelter erster Genuß, und doch, wenn man nicht so viel Aufhebens davon gemacht, wenn man nicht alle, die dort fühlten und sprachen, mit einigen Schreiern in Eine Verdammniß zusammengeworfen hätte, so würde man sich der letzteren kaum mehr erinnern.

Wird man auch die friedlichen Denker verdammen, die bemüht sind, die neue Welt, die da kommt, in positiven Bildern zu erfassen und darzustellen? Fürst! Ihre Größe selbst

ist die Ursache, daß Sie am Rande einer Welt wandeln müssen, die gewiß mit Ihrer innern Ueberzeugung widerspricht, aber ich hoffe, daß Sie in Ihrer Größe auch den Grund finden werden, uns unser kleines Wirken zu vergönnen.

St....... den 6. August 1832.

Szenen aus Ungarn*).

1. Die Räuber im Forkosch-Wald.

Schon in Rabo szem Michaly warnte uns die Wirthin bei Erzählung der gräßlichen Mordszene, vor dem berüchtigten Forkosch-Wald, und hier erzählte man uns neuerdings von Räubereien, die sich erst kürzlich darin zugetragen hatten. Vor wenigen Tagen war ein armer Jude des Wegs gegangen, sich sicher glaubend, weil er nichts hatte, als einige Groschen Kupfergeld. Mitten im Walde wurde er eingeholt von einem Bauerwagen, dessen Eigenthümer nach dem Markte fuhr, und den todtmüden Juden einlud, sich aufzusetzen. Während dem er aber auf den Leiterwagen kletterte, um neben dem mitleidigen Mann Platz zu nehmen, brachte ihm dieser einen Schlag mit dem Czakan bei, daß dieser augenblicklich niederstürzte. Hierauf bemächtigte er sich der kleinen Habe des Ermordeten und fuhr weiter. Durch Zufall wurde jedoch sein Mord entdeckt und der Wicht am andern Tage zu Körmend gehängt. Solche schnelle Proceduren sind in Ungarn nichts Seltenes, veranlassen aber manchen Justizmord. Diese und

*) Aus einem noch ungedruckten Werke: „Star Odix geheime Reise nach Oesterreich."

andere Mittheilungen bestimmten uns zu größter Vorsicht, doch dachten wir an keine Furcht, da wir unsere Karavane hinlänglich bemannt und bewaffnet glaubten. Unser Personale bestand aus 8 Männern und einem halben, denn die Frau des Barons war in so heldenmüthiger Stimmung, daß sie darauf bestand, mit zu der waffenfähigen Mannschaft gezählt und bewaffnet zu werden. Wir übergaben ihr daher zwei wohlgeladene Terzerole und einen Dolch zu ihrer und unserer Vertheidigung, wie sie sagte. Außerdem hatten wir noch zwei Paar Pistolen und jeder Mann eine Flinte. Ich selbst war mit einer Doppelflinte und zwei scharfgeladenen Pistolen versehen. Unter Lachen und Scherzen über unsere Rüstung, setzten wir uns in die Wagen; die Kutscher brachen, ihrer Gewohnheit nach, in greuliche Flüche aus, und fort ging's nun im sausenden Galopp. Ich saß auf dem Kutschbock, um die Gegend freier zu überschauen, und die Dame durch mein fortwährendes Tabakrauchen nicht zu belästigen, zum Theil aber auch darum, weil ich am besten bewaffnet war und man mir am meisten Geistesgegenwart zutraute, um im Fall eines Angriffes unsere Vertheidigung und nöthigen Falls die Flucht zu dirigiren. Die Chaise war mit vier Pferden bespannt, der Packwagen hingegen mit sechs. Der ganze Zug mit den windschnellen, flüchtigen Rossen, gejagt von dem mörderlichen Geschrei der wilden Slovaken — in ihren gelben, von Schmutz und Fett triefenden Hemden, mit ihren verbrannten bärtigen Gesichtern und den langen gellenden Peitschen — eingehüllt in Staubwolken, über die menschenleeren Puszta hinstürmend, gewährte einen höchst interessanten Anblick.

Lange ging's über eine erst in weiter Ferne von dem gefürchteten Forste begrenzte Sandfläche hinweg. Niemand begegnete uns, als ungeheuere Schafheerden und wilde, neugierig sich unserm Zug nähernde Pferde, die, nachdem sie

uns mit muntern Kapriolen begrüßt hatten, wieder hinweg flohen, vor dem Peitschengeknall und Geschrei unserer Führer, in die Wüste. Kein Wölkchen war am ganzen Horizont und bald entwickelte sich eine afrikanische Hitze, deren gewöhnliche Ausdauer den Boden versengt und die Gegend zur Wüste gemacht hatte. Weißer Schaum bedeckte die Pferde und der aufrauchende Staub bedeckte unsere Kleider, Haare und Bärte mit einem grauen Ueberzug. Die Schnelligkeit, mit der wir die Luft durchschnitten allein brachte einen schwachen Zug hervor, der uns kühlte. Wir sehnten uns nach dem schattigen Kühl des Waldes. Endlich, nachdem wir vorher durch niederes Birkengebüsch, die Vorposten des ungeheuren Bakonyer-Waldes, gefahren waren, nahmen uns die riesigen Eichen des Urwaldes in ihre Schatten auf. Kühle Lüfte rauschten durch die hundertjährigen Zweige und trockneten unsere schweißtriefenden Stirnen. Ernstes Schweigen war ringsumher und die kräftigen Stimmen unserer schreienden Slowaken hallte weit hinein in die dunkle Tiefe des Forstes. Hie und da schrie ein verstärktes Echo zurück. Mir und uns allen wurde feierlich zu Muthe. Die Andacht der stummen Naturbewunderung beschattete uns. Nie hatt' ich einen solchen Wald gesehen. Mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit stand Stamm für Stamm in weiten Zwischenräumen auf einem schön geebneten Plan, über dessen Oberfläche sich mächtige Wurzeln hervordrängten. Wie durch ein kolossales Gitter sahen wir durch die mächtigen erst in der Höhe belaubten Stämme weit, weit hinein, bis sich die Stämme enger und enger an einander drängten zur undurchdringlichen Finsterniß. Wege kreuzten sich nach allen Seiten hin und die Führer versicherten mich, daß man, einmal verirrt, sich in diesem Labirinth nicht leicht wieder herausfinden könnte. — Schon mancher starb hier vor Hunger oder wurde den Wöl-

sen zur Beute. Schon zwei Stunden hatten wir in dem großartigen Einerlei des F a r k o s c h geathmet, als unsere Führer die Pferde etwas langsamer gehen ließen. Sie benutzten den kurzen Zwischenraum der Ruhe, ihre kurzen Tabakspfeifen auszuklopfen, und ersuchten uns mit abgezogenen Hüten und bittend gefalteten Händen um „d r o b k u T a b a k u.“ Wir gaben ihnen gerne von unserm Vorrathe und ersuchten sie, uns aufmerksam zu machen, wo Gefahr wäre. Wir seien, meinten sie, nicht mehr ferne von dem dichtesten Theil der Waldung, hätten aber nichts zu befürchten als Militärs, da der größte Theil der hier hausenden Räuber aus Deserteuren bestehe, die selbst bei ihrem elenden Gewerbe noch immer die Uniform respektiren und es beispiellos wäre, daß Soldaten, welche sie immer noch als Kameraden betrachten, von ihnen beunruhigt worden wären. Es möchte denn, setzten sie achselzuckend hinzu, daß Anlockende unserer bedeutenden Bagage diese Rücksicht aufheben. Die Folge belehrte uns leider, daß diese Bemerkungen richtig waren.

Schritt für Schritt, unter flüsterndem Gespräch, bewegte sich der Zug langsam weiter. Die Slowaken hörten auf zu fluchen, ließen die Peitschen ruhen und bliesen wirbelnde Wölkchen vom Tabakrauch durch Mund und Nase, indem sie uns verständigten, daß wir vortreffliches Kraut hätten. Nebenbei erwähnten sie, daß es gut wäre, wenn wir nun so still als möglich durch den Wald zögen, um die Neugierde der Freibeuter nicht zu erregen. Zugleich suchten sie gutmüthig unsere liebe Baronin, die mittlerweile ihren Heldensinn verloren zu haben schien, durch Mienen und abgebrochene teutsche Worte, deren komische, meistens unpassende Anwendung uns viel zu lachen gab, zu beruhigen. Mein Sitznachbar aber nahm in stoischer Ruhe eine Hand voll Tabak in den Mund, drängte sie mit dem Finger in die linke Backe, daß es aussah, wie

eine Zahngeschwulst, spuckte durch die Zähne, setzte sich zurecht, rief dem das zweite Gespann leitenden Jungen ein paar Worte zu und meinte im Vertrauen, er wittere Unrath. Todtenstille folgte hierauf und als er mir winkte, meine Gewehre fertig zu halten, konnte ich es nicht verhindern, daß das Spannen derselben von unserer muthigen Dame gehört und sie dadurch in die größte Angst versetzt wurde. Die Blicke unsres Führers rollten unstät umher und blieben endlich lange auf einem Punkt geheftet, wo ich den Zipfel eines Schafpelzes hinter einer dicken Eiche hervorragen sah. Kaum waren wir dem Orte näher gekommen, als ein Czikosch langsam hervortrat. Es war eine hohe kräftige Gestalt, in einem weiten schmutzigen Schafpelz gehüllt, an dessen Rande das unterste Ende eines Kugelrohrs hervorsah. Ein pechschwarzer glänzender Schnurrbart hing auf beiden Seiten des Mundes herab, und starke finstere Brauen zogen sich mondförmig über die Augen. In demüthiger Stellung näherte er sich der Chaise, zog ehrerbietig den Hut, erbat sich ein Almosen und ließ uns vorbei. Mein slavischer Nachbar wurde sichtbar unruhig. Plötzlich aber riß er mir ein Pistol aus der Tasche, brach in einen schrecklichen Fluch aus und jagte die Pferde mit einem wilden Halloh in Carriere. Aber in demselben Augenblicke stürzte das Sattelpferd, von einem Schuß aus dem Walde getroffen, aus den Nüstern Blut spritzend, zur Erde. Der Wagen wurde dadurch aufgehalten, das vordere Gespann riß sich los und jagte mit dem slowakischen Knaben davon. Es war das Werk einer Sekunde und beide Wagen waren von einem Haufen bewaffneter Räuber umringt. Der Wald dröhnte von wildem Geschrei und zahllosen Schüssen von beiden Seiten. Rauch und Staub hüllte uns ein, und in gewaltigen Sätzen stoben die noch übrigen sieben Pferde, deren Stränge die Räuber abgeschnitten hatten,

auseinander. Die Chaise war halb umgestürzt und die Frau meines Freundes lag leblos im Fond. Der Baron hielt sie für todt. Schäumend und in gräßliche Flüche ausbrechend, stürzte er in blinder Wuth auf die Mörder los, indem er zwei Doppelpistolen zugleich auf sie abbrannte. Ich hatte eine unbegreiflich kalte Gesinnung behalten und war im Stande, mich gegen den Andrang des Gesindels zu wehren, und die offenbar nur ohnmächtige Frau zu schützen. Ich zielte gut, fehlte nie, und war nicht wenig erstaunt, als die Räuber nach allen Seiten hin die Flucht ergriffen, obgleich sie ihrer Anzahl nach uns weit überlegen waren. Am Ende ergab es sich, daß sie nur mit zwei Flinten bewaffnet gewesen waren, deren Eigenthümer schwer verwundet am Boden lagen. Wir konnten uns lange nicht erholen von Schreck und Erstaunen. Es war dem Scheine nach in einer Minute so Vieles und Großes geschehen, daß keiner wußte, was nun anzufangen sei. Mehrere unserer Leute waren den Flüchtlingen nachgelaufen, unsere Kutscher dagegen traten, unter wüthendem Geschrei und zahllosen fürchterlichen Hieben, auf die Leiber der Verwundeten, die unter entsetzlichem Jammern, im Blute schwimmend, um Erbarmung flehten, unbarmherzig herum. Nur mit Mühe gelang es mir, durch die Vorstellung, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei, die Rasenden von der gänzlichen Ermordung der Räuber abzuhalten, indem ich sie vermahnte, die Pferde im Walde aufzusuchen, damit wir so schnell als möglich uns vom Schauplatz entfernen könnten. Mittlerweile luden wir unsere Gewehre und setzten uns neuerdings wieder in Vertheidigungsstand. Guido hielt unbeweglich und starr seine Emma umschlungen. Die Ohnmacht hielt noch immer an, doch hatten wir nun bald die Freude, unsere Bemühung, sie ins Leben zurückzurufen, glücken zu sehen. Sie schlug die Augen wieder auf und Guido

jauchzte laut weinend auf. Ich beneidete ihn in dem Augenblick und bedauerte, daß sie nicht mein Weib war. Hättet ihr nicht so viel Schlangennatur, Weiber! ich könnte euch wieder gut werden um dieses Augenblickes willen. Emma war blaß und matt — sie freute sich erst am andern Morgen. Von diesem Morgen aber an hatte ich, von Körmend bis Pesth, kein langweiligeres Vergnügen, als die Küsse zu zählen, die sie ihrem Manne für seine unsinnige Liebe gab. Mir selbst kollerten ein paar dicke Thränen auf den Schnurbart — unvernünftiger Weise! — Wäre ich nicht ein Weiberfeind, wahrhaftig, die Scene hätte mich gerührt. Thorheit. — Während dem war es den Slovaken wirklich durch Rufen und Fluchen gelungen, der entsprungenen Pferde wieder habhaft zu werden und die Wagen wieder so weit in den Stand zu stellen, daß die Pferde wieder angespannt werden konnten. Wir hatten keinen namhaften Schaden erlitten, und unsere Leute waren mit dicken Beulen und leichten Quetschungen davon gekommen. Eine Kugel war, ohne irgend Jemanden zu beschädigen, durch das Dach der Chaise gegangen; Guido hatte sich beim Herausspringen den Fuß verrenkt; ich hatte mir, durch heftiges Laden, an den Kanten des Gewehrlaufes das Fleisch von den Fingerspitzen gerissen, und mein Bedienter war so heftig auf die Nase gefallen, daß diese zu einem Berg anwuchs und sein geschundenes Gesicht mir ihn unkenntlich machte. Das Pferd hatte mittlerweile ausgeathmet. Dies war der ganze Stand der Todten und Verwundeten auf unserer Seite.

In der Eile, mit der wir Anstalt machten, den Zug wieder reisefertig zu machen, hatten wir die verwundeten Räuber ganz vergessen, jetzt erinnerte uns ihr Gestöhn an sie. Einer von ihnen war der erwähnte Czikosch, der uns um Almosen angesprochen hatte; der andere ein junger Bursche von

18 Jahren, mit einem feinen Gesicht, das zwar stark von der Sonne gebräunt, doch vollkommen schön zu nennen war. Er war von mir in die Schulter geschossen und nicht gefährlich verwundet, aber von den Streichen der Slovaken, die sie ihm mit einer zerbrochenen Flinte reichlich zukommen ließen, so jämmerlich zerschlagen, daß er sich nicht aufrecht erhalten konnte. Die ganze Gesellschaft versammelte sich um die Halbentseelten, unsere Slovaken hörten nicht auf zu toben und zu fluchen, und machten ernstlich Miene, fortzufahren mit dem mörderischen Prügeln.

„Schlagt sie todt," riefen die Einen, „nein, bindet sie," schrieen die Andern, „und schleppt sie nach Körmend, damit sie morgen gehenkt werden."

„Nemes ember vagyok*)," knirschte der Czikosch höhnisch, und wollte wahrscheinlich damit andeuten, daß er nicht gehenkt werden dürfte. Eine riesige Maulschelle von der hölzernen Hand meines Slovaken belehrte ihn, daß die Schurken alle gleich seien vor dem Gesetze.

„Wir wollen ihn todt machen, den Hund," schrieen die vor Wuth schäumenden Bauern, welchen es sehr zu Herzen gegangen war, daß sie ein Pferd verloren hatten bei dem Kampfe.

Der Baron, mittlerweile getröstet durch das wiederkehrende Bewußtsein seiner Frau, belehrte uns nun mit kurzen Worten, was in unserer Lage zu thun sei:

„Wir lassen die Hunde liegen," sagte er, „und setzen die Reise schleunigst fort, ohne irgend eine Anzeige von dem Vorfall zu machen."

Ich äußerte Bedenken über den Vorschlag und bemerkte, daß es unsere Pflicht wäre, die Behörden davon in Kennt-

*) Ich bin ein Edelmann!

niß zu setzen, damit der Räuberbande nachgespürt und die Gegend gereinigt werden könnte. Der Baron lachte mir ins Gesicht.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „für die gute Meinung, welche Sie von unserer Justiz haben, muß Sie aber leider belehren, daß eine solche Maaßregel ohne den erwünschten Erfolg bleiben würde. Der eine von den beiden Spitzbuben, die wir in unserer Macht haben, würde zwar ohne Zweifel gehenkt, der andere aber, als Edelmann, sicherlich am Ende, wegen Mangel an Beweisen, entweder ganz frei gelassen, oder doch nur sehr gelinde bestraft werden. Dagegen würden wir uns selbst, noch mehr aber unsere armen Bauern den äußersten Unannehmlichkeiten aussetzen, denn eine gerichtliche Untersuchung geht selbst für die Unschuldigen, wie diese Bauern sind, nicht ohne Prügel und andere körperliche Mißhandlungen ab. Eine Verfolgung der entsprungenen Räuber würde aber schwerlich angeordnet werden, oder doch ohne Erfolg sein, denn das Gesindel besteht meistens aus den Schafhirten der Umgebung, die sich nebenbei mit Raub und Mord beschäftigen, und gewöhnlich mit dem übrigen Landvolke, welches sie theils fürchtet, theils unterstützt, in bona fide leben und von dem trägen Arm der Gerechtigkeit daher nichts zu befürchten haben. Uebrigens können Sie überzeugt sein, daß alle diese Schafhirten und sehr viele unter den Bauern des Landes des Galgens würdig sind, und man durchaus nicht zu besorgen hätte, eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn man sie der Reihe nach, ohne Anklage und Prozeß, aufknüpfte. Die Gerechtigkeit muß daher, um der Bevölkerung keinen Schaden zu thun, sich nur auf jene Verbrecher beschränken, welche sich auf der That ertappen lassen. Dann werden aber auch so wenig als möglich Umstände gemacht, und ohne weiteres Verhör, Beweise und andere dergleichen Formeln, alle Eingebrachten,

gleichviel ob schuldig oder nicht, dem Henker überliefert, denn quisque praesumitur malus, und man kann gewiß sein, daß wenn auch Einer darunter an dem vorschwebenden Faktum unschuldig wäre, es ihm doch nicht an guten Willen dazu gefehlt, und daß er durch frühere, unentdeckte Verbrechen, die jetzt zufällig über ihn verhängte Strafe verdient habe. Uebrigens wundert es mich sehr, daß unsere Bauern so wacker mit geholfen haben das, Gesindel zu vertreiben; denn in der Regel stehen diese Leute, wo nicht gar im Einverständnisse mit den Räubern, doch meistens in solchen Verhältnissen, daß sie es nicht wagen dürfen, sich den Schurken zu widersetzen, wenn sie anders nicht Gefahr laufen wollen, Haus und Hof durch Brandstiftung zu verlieren. Viele Eigenthümer sind sogar gezwungen, einen Tribut an Lebensmitteln oder Geld zu entrichten, um ruhig schlafen zu können. Wir können daher nichts Klügeres thun, als die Verwundeten hier ihrem Schicksal zu überlassen, den ganzen Vorfall als ein hier ganz gewöhnliches Ereigniß zu verschweigen, und dem armen Teufel, dem das Pferd erschossen wurde, dasselbe zu bezahlen. Für die beiden Räuber werden schon ihre Genossen Sorge tragen, und wenn sie enden sollten, sie verscharren."

Wir gaben daher Befehl zum Aufbruch, und nachdem die Slovaken, trotz unserer Einsprüche, den blutrünstigen Gesichtern der beiden Räuber einige Peitschenhiebe hatten angedeihen lassen und die zerrissenen Stränge wieder angeknüpft hatten, ging es wieder fort im Galopp. — Wir fuhren nicht lange, so holten wir den Knaben mit dem ersten Gespann ein. Die Pferde waren mit ihm durchgegangen, bewegten sich aber, nachdem sie eine halbe Stunde gelaufen waren, nicht mehr vom Fleck, wie er uns versicherte.

2. Der Pesther Jahrmarkt.

Wir waren noch zwei Stunden von Pesth entfernt, wir kamen noch eine Stunde näher, aber nirgends war eine Spur zu entdecken, woraus man hätte auf die Nähe der beiden Hauptstädte schließen können. Die wüsten Puszten hatten noch immer kein Ende, und einige menschliche Wohnungen unter der Erde, die wir eine Meile vor Ofen antrafen, ließen uns fürchten, daß die Hauptstädte unsern Erwartungen nicht entsprechen werden. Zu Tetteny trafen wir im Wirthshause, unter vielen andern Gästen, einen Edelmann, von der wohlhabenden Sorte, in Gesellschaft einer nicht eben liebreizenden Ehehälfte an. Nach der Landessitte bewillkommte er uns mit der freundlichsten Bonhomie, deren nur ein ungarischer Edelmann gegen Fremde fähig ist. Er erkundigte sich sogleich nach unsern Namen und rümpfte die Nase als er vernahm, daß ich nicht adelig sei. Von dem Augenblicke an bemerkte ich, wie man zu sagen pflegt, daß er mich links liegen ließ, während dem einige anwesende Offiziere, ebenfalls bürgerlicher Abkunft, die Ehre hatten, von ihm ausgezeichnet zu werden, denn das goldne port d'epée giebt den Militärs in Ungarn die Rechte und das Ansehen von Edelleuten. Bei Tische hatte ich noch mehr Gelegenheit zu bemerken, daß man von mir absichtlich keine Notiz nahm. Der Edelmann hatte nämlich von seinem Gute sehr schöne Melonen mitgebracht, auf die er sich so viel zu Gute that, als ob er sie selbst gemacht hätte. Madame schälte die Früchte, bestreute sie mit Zucker und präsentirte sie jedem einzelnen Gaste, indem sie lächelnd der Gesellschaft einige Zahnruinen wies, — ein Merkmal ihrer vorzüglichen Gnade. Als die Reihe an mich kam, schloß sie, zu meinem nicht geringen Vergnügen, die Lippen und ging an mir vorbei. Guido machte sie auf ihren Fehler aufmerksam,

ich aber erlaubte mir zu erwiedern, Madame hätte ganz recht gethan, denn ich würde ohnehin von ihrer Güte keinen Gebrauch gemacht haben. Launig gestimmt wie ich war, konnte ich mir jedoch das Vergnügen nicht versagen, eine kleine Rache zu nehmen an der stolzen Donna und ihrem hochmüthigen Gemahl. Zu dem Behufe holte ich aus unseren Mundkeller eine Flasche köstlichen Mallaga's und regalirte die Gesellschaft damit, ohne jedoch das adelige Ehepaar zu berücksichtigen. Diese Rache war schrecklich für den Edelmann und brachte ihn total außer Fassung. Lange hatte er schon stillschweigend mit dem braungelben Nektar kokettirt und mir flehende Blicke zugeworfen, die zugleich seine Reue und Zerknirschung aussprachen, zugleich um Mitleid und Erbarmen baten. Ich blieb unerschütterlich und trieb die Bosheit so weit, die Gesundheit von Madame auszubringen, wobei ich endlich, wie zufällig, Gelegenheit nahm, die Leere ihres Glases und ihrer dürstenden Blicke zu bemerken. Freudig strahlte das Antlitz des Melonen-Mannes, als der herrliche, nie gekostete, Mallaga seinen Gaumen netzte. Der Adelstolz war entwichen und in einer Viertelstunde hieß er mich seinen besten, seinen einzigen Freund und Bruder, und schwur, indem er mich umarmte, ich wäre der beste Kerl von der Welt. Zum Ende meinte er gar, ich verdiente ein Ungar zu sein, weinte fast über mein Schwabenthum und erlaubte mir zum Ueberfluß, seine Frau zu küssen, welche Ehre ich, als zu groß für mich, feierlichst ablehnte, Madame aber meinte nichts weniger, nahm mich beim Kopf und ich mußte das Scheusal küssen, ohne Serviette. Am Ende wußte ich doch nicht, ob der Edelmann nicht klüger war als ich, und sich auf eine äußerst malitiöse Weise zu rächen dachte.

Noch grollte ich über den Kuß, als wir über die Pesther Schiffbrücke, durch eine wogende Menschenmasse, fuhren. Den

ersten Eindruck, den Ungarns Hauptstädte auf mich hervorgebracht, übergehe ich und werde blos einige Beobachtungen, die ich später machte, hier mittheilen. Ich war bereits drei Tage in Pesth und noch wußte ich wenig von den beiden Städten, denn mich hatte in der Zeit wieder jene wunderbare, allen Menschen in meiner Umgebung auffallende, Gemüthsstimmung ergriffen, in welcher ich mich um keine Merkwürdigkeiten und keine Menschen bekümmere, in welcher ich einst Rom passirte, ohne die Peterskirche mit einem Auge gesehen zu haben. Viele Fremde, welche mich in solcher Gemüthsstimmung kennen lernten, meinten hinter meinem Rücken, ich müßte entweder ein Engländer oder ein Narr sein; Aerzte sagten, ich wäre krank, die Pfaffen betheuerten, mich quälte das Gewissen, und die Weiber hießen mich einen Sauertopf. In solcher Gemüthsverfassung also befand ich mich in Pesth, und sah Stunden lang über die Wellen der Donau hinüber nach den Bergen von Ofen, ohne daran zu denken, daß ich mich in einem fremden Lande, in einer fremden, nie gesehenen Stadt befinde. Ich hatte mich drei Tage lang in meiner Stube, zwei Treppen hoch, eingeschlossen, und den Tag über gethan, was mir eben einfiel. Das wichtigste von dem, was mittlerweile in der Welt vorging, erfuhr ich von meinem Bedienten, der eine Treppe unter mir wohnte, und mit dem ich, vermittelst eines drei Ellen langen türkischen Pfeifenrohrs in Verbindung stand. Am 3ten Morgen rauchte ich, wie gewöhnlich, meine Pfeife Kaspalaker zum Fenster hinaus, und als sie zu Asche war, klopfte ich an das Fenster meines Bedienten, eine Treppe hoch, und beorderte ihn, mir die ausgebrannte Pfeife zu füllen, anzubrennen, und die Neuigkeiten des Tages zu erzählen.

„Wenn Sie Neuigkeiten wissen wollen, gnädiger Herr, so brauchen Sie Ihre Augen nur wenig anzustrengen, um zu

sehen, daß mein Kopf verbunden, folglich verwundet ist, und dort unten am Ufer eine Leiche liegt. Die Donau hat sie gestern ausgeworfen, und wenn die Sonnenhitze anhaltend ist, so werden Sie morgen früh, wenn Sie die Fenster öffnen, den Geruch verspüren."

Wirklich sah ich unten einen hoch aufgeschwollenen Leichnam liegen, ohne daß sich irgend jemand darum bekümmerte. Ein anständig gekleideter Mann ging, am Arme einer Dame, eben vorüber, stieß mit dem Bambusrohr auf die Leiche, als wäre es ein krepirter Hund, unterhielt sich lachend mit seiner Dame über den großen Bauch des Ertrunkenen, riß einige ungarische Witze und zog wieder weiter. Ich bewunderte die nationale Nervenstärke der Dame und die nationale Gemüths-Rohheit des Mannes, und sagte nichts als: Gott verdamm! —

„Wie kann man eine Leiche so lange liegen lassen, und warum wird der Vorfall nicht auf der Stelle untersucht?"

„Da hätten die Gerichte viel zu thun," sagte mein Bedienter, „wenn sie sich so beeilen wollten, besonders jetzt, da Jahrmarkt ist und die Donau täglich Leichname auswirft. Sie müssen wissen, gnädiger Herr, daß in einer so großen Menschenmenge viele hart an einander gerathen, und da ist es nun eine ganz gewöhnliche Art, Streitigkeiten auszumachen, Beleidigungen zu rächen, oder jemandem stumm zu machen, daß man den Beleidigten oder Beleidiger, wer nun gerade stärker ist und mehr Freunde hat, oder einen Ausgeplünderten, damit er den Vorfall nicht weiter erzähle, in die Donau wirft. Die Gerichte thun sehr wohl daran, daß sie derlei Vorfälle nicht sehr strenge untersuchen, denn es würde doch zu nichts helfen. Uebrigens ist gestern Nachmittags in Ofen ein junger Mensch erschlagen worden, und man sagt, es würde eine strenge Untersuchung eingeleitet werden, aber die Thäter sind mittlerweile entflohen, obgleich der Mord am

hellen Tage verübt worden war. Lieber Herr, ich muß Sie bei der Gelegenheit erinnern, daß Sie sich ja in keine solchen Händel mischen, oder etwa Jemandem zu Hülfe kommen, der unter Ihren Augen todt geschlagen wird, denn wenn man Sie auch nicht auf der Stelle umbringt, so bin ich jedoch gewiß, daß die Donau in den nächsten Tagen Ihren Leichnam auswürfe. Derlei kleine Raufereien sind auf dem Jahrmarkt nichts Seltenes und könnten Ihnen leicht aufstoßen, wenn Sie ausgehen. Auch will ich Ihnen rathen, jedesmal bei Zeiten nach Hause zu kommen, noch ehe es dunkel wird, denn zehn Schritte von der Schorokscharer Straße ist Ihre Uhr und Ihr Leben sammt der Brieftasche keine Pfeife Tabak werth. Ja wenn man politisch ist mit den Leuten, da kann man sie für Narren halten, wie man will. Sind die Leute dumm!? Nein, so was ist mir mein Lebtage noch nicht vorgekommen! Denken Sie sich einmal, gnädiger Herr: wie ich meine Wixe weg hatte, und nachdem sie mich aus dem einen Wirthshause hinausgeschmissen hatten, ging ich, weil's mir da nun nicht einmal mehr gefiel, in ein anderes. Hier traf ich einen großen Kerl mit einem zwirnigen Schnurrbart, ich glaube ein Haiduck, oder was es war. Mich juckte es, den Kerl zu vexiren, und ich fing damit an, ihn mit gnädiger Herr Ungar! anzureden, und gelegentlich seinen Schnurrbart herauszustreichen. Glauben Sie, daß der Kerl etwas gemerkt hat? nicht im Mindesten; vielmehr war er seelenvergnügt und lachte mit dem ganzen Gesichte über meine Schmeicheleien; dann ließ er Wein bringen, und der Haiduck hat alles bezahlt.“ [illegible]

[illegible]

„Triviales Volk!“ sagte eine ungarische Dame, die aus einem benachbarten Fenster die Apotheose ihrer Landsleute, aus dem Munde eines Bedienten, mit angehört und nun unwill-

thig das Fenster zugeworfen hatte. Eine Stunde später bekam ich ein Billet von ihrem Gemahl folgenden Inhalts:

An den Herrn ***

Ihr Bedienter, der insolvente Hund, der niedertrechtige Lumbengerl hat sich unterstanten über die edle natio der Hungarn zu schimbfen, auch nihmt der Gerl nimahls den Huth von Gopf wen er mich oder meine Frau bekegnet. Dahero sake ich Ihnen ein fir ale Mal, daß wofern Sie mir keine Satisfakzion geben und den Gerl nibertrechtig durchprigeln lasen, so wered ich — — — — — — — — — (unleserliche Stellen).

Stephan Augustin von — o

Ich antwortete dem Erzürnten, daß ich kein Recht habe, meinen Bedienten über seine Ansichten auf ungarische Weise zur Rede zu stellen, und daß es ihm frei stände, seine Händel mit ihm selbst auszumachen, und diessfalls Satisfaktion zu verlangen. Mein Bedienter sei ein Mann von Ehre, setzte ich hinzu, und es geschehe blos aus freundschaftlicher Rücksicht, daß ich die in dem Briefe enthaltenen Beleidigungen ihm nicht mittheile, um ein Duell zu verhindern.

Wenn ich keinen Anstand nehme, diesen tragikomischen Vorfall Dir mitzutheilen, so glaube nicht, daß ich ein besonderes Gewicht darauf lege, und das Urtheil meines Jakob als eine Karakteristik der Ungarn hier gelten lasse. Es war das Erste, was mir in Pesth begegnete, und gehörte zu jenen Abentheuern, die mir gleich Anfangs in Ungarn aufstießen und mein ohnehin leicht verstimmbares Gemüth außer Harmonie brachte. Wir sind nun einmal so scharfsinnig und schließen von Einzelnheiten auf das Ganze, was Wunder, daß ich nach einigen solchen miserabeln Einzelnheiten unmuthig jede weitere Untersuchung verwarf und von nun an entschlossen war, die

Ungarn als ein rohes, ungebildetes Volk, und die in ihrem Lande herrschende gesetzliche Ordnung (vielmehr Ordnungslosigkeit) für die miserabelste in Europa anzusehen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete ich von nun an Alles, was mir ferner vorkam, deutete Alles übel und fand das Gute nur ausnahmsweise, ohne es zu würdigen.

(Fortsetzung im nächsten Band.)

Das lombardisch-venezianische Königreich*).

Dieses neue Königreich, 1816 gebildet, umfaßt die vormaligen Herzogthümer Mailand und Mantua, mit den Fürstenthümern Castiglione, Solferino, Sabbionetta und Bozzolo, den Freistaat Venedig, dann die vormals graubündnerischen Landschaften Cläven, Veltlin und Wormis. Der Flächeninhalt des ganzen Königreichs ist $851\frac{24}{100}$ QMeilen, worauf 4,198,209 Einwohner leben.

Ich könnte nun füglich so fortfahren und wie bei den vorstehenden Provinzen das Pflanzenreich, Thierreich und Steinreich nacheinander vornehmen, das herrliche Land zum zehntausendsten Male schildern; allein ich müßte meinen Lesern mehr Unwissenheit zutrauen, als sich entschuldigen ließe, wenn ich nicht voraussetzte, daß Italien ihnen nicht so gänzlich unbekannt ist, als die übrigen Provinzen der österreichischen Monarchie. Viel Treffliches wurde über Italien geschrieben, und wenn Sie nur den hundertsten Theil davon gelesen haben, so wissen Sie bereits mehr davon, als ich hier auf 16 oder 20 Druckseiten wiederholen könnte. Sie werden sich da-

*) Aus einem nächstens erscheinenden Werke: „Oestarreich wie es ist, von Hans Normann.“ Leipzig bei Gödsche.

her begnügen, wenn ich von dieser Provinz nur die Verhältnisse zu dem Mutterstaate berühre.

Das lombardisch-venezianische Königreich ist derjenige Bestandtheil der österreichischen Monarchie, der am wenigsten dazu paßt und am leichtesten davon losgerissen werden kann. Durch Gewalt der Waffen, mit Aufopferung von Hunderttausenden dem Weltgebieter Napoleon abgerungen, kann es auch jetzt nur mit Gewalt der Waffen behauptet werden, denn die Italiener gefallen sich nicht unter österreichischem Szepter. Der Nationalhaß zwischen den Deutschen und Italienern macht die Behauptung immer schwieriger, denn der Italiener nährt seinen geheimen Ingrimm gegen ein Volk, das besser und stärker ist als er; der Deutsche kann es nicht unterlassen, ihm mit Stolz, Hohn und Verachtung zu begegnen. Als die Oesterreicher Besitz nahmen von dem Lande, begegnete man ihnen mit Gift, Meuchelmord und Meuterei, und noch jetzt wird zuweilen Aehnliches verübt. Dennoch wird diese Provinz, namentlich Venedig, von der Regierung bevorzugt und mit Prärogativen überschüttet, welche mit der peinlich gedrückten Lage anderer Provinzen grell kontrastiren. Ist das Politik, so wird dadurch den andern Ländern die Lehre gegeben, dem Beispiele der Italiener zu folgen und Gleichstellung der Rechte zu ertrotzen; ist es die Folge einer günstigeren Stimmung hoher Personen für Italien, so ist die Auszeichnung partheiisch, ungerecht und unweise. Die Italiener hätten alle Ursache, mit der Verfassungsurkunde vom Jahre 1815 zufrieden zu sein, denn nach ihren Bestimmungen haben sie eine treffliche Volksrepräsentation, ein besseres Rekrutirungssistem, das Niemanden von der Militärpflicht ausschließt, und viele andere Vorrechte, die freilich nicht hinreichend sind für ein Volk, das Freiheit wünscht und verdient, aber doch mehr als genügend für eine eroberte, unterjochte Provinz, deren Ein-

wohner feig, hinterlistig, bigott, der Freiheit unwerth sind. Nach der Verfassungsurkunde sind den königlichen Verwaltungsbehörden Kollegien aus Mitgliedern der verschiedenen Klassen der Nation an die Seite gestellt, welche Unsinn verhüten und die Rechte und Freiheiten des Volks beschützen. Diese Zentralkongregationen sind in Mailand und Venedig neben den dortigen Gubernien aufgestellt, und bestehen aus adeligen und nichtadeligen Gutsbesitzern und den Städte-Repräsentanten. Jeder Kreis hat außerdem eine Provinzialkongregation an dem Orte, wo die königliche Delegation ihren Sitz hat. Präsident ist der königliche Delegat. Die Italiener haben daher eine Konstitution in nuce, und können leichter ihre völlige Entwickelung herbeiführen, als ihre gänzliche Losreißung von österreichischer Oberherrschaft, die sie beabsichtigen.

Zensur-Lücke.

Ich habe nichts dawider, meine Herren, thun Sie was Sie wollen; es wird mich wenig scheeren, denn Sie sind nicht meine Landsleute. Ich möchte lieber einen Irokesen oder Juden meinen Landsmann nennen, als einen Italiener, in dessen Nationalkarakter der Hauptzug Feigheit ist. Also noch einmal, meine Herren, ich habe nichts dawider.

Obwohl nun die Italiener Gift und Galle kochen in ihrem Herzen, so bemerkt man doch eine kriechende Unterthänigkeit derselben, und einen außerordentlichen Respekt vor dem österreichischen Militärröcke, denn offenen Widerstand läßt ihre Feigheit nicht zu, Konspirationen verhindert die geheime Polizei, die in Italien wegen der alten Neigung des Volks zu Hinterlist und Verschwörung nothwendiger ist, als eine starke Militärbesatzung. Könnte man eine Vorrichtung erfinden, wodurch man in allen Lagen den Rücken frei behält, so wäre

in jedem Dorfe ein *Mann* Besatzung hinreichend, um die würdigen Leute zusammen zu halten. Zudem hat Oesterreich in den italienischen Regimentern, welche aus ihrer Heimath kläglich entfernt werden, treffliche Geißeln für die Ruhe des Landes in Händen, denn die Söhne der reichsten und angesehendsten Familien sind in ihren Reihen. Diese italienischen Regimenter sind ein Schandflecken der österreichischen Armee. Sie sind zu nichts zu gebrauchen und stechen gegen die übrigen disziplinirten Truppen fast ekelhaft ab. Ein italienisches Regiment erkennt man schon von weitem am Marschiren, an der schleppenden, elenden Haltung, schlechten Adjustirung — sie marschiren wie eine Heerde Säue, sagen die österreichischen Offiziere. Dennoch haben die italienischen Regimenter den Vorzug in der Armee, daß bei ihnen die *Prügel* abgeschafft sind, und dafür Arreststrafen verhängt werden. So verschieden ist die Behandlung des gemeinen Mannes im Militär, —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — Die Sache hat ihren Grund darin, daß unter den Gemeinen sehr viele reiche Muttersöhnchen sich befinden. Darum sind die ärmeren Vorgesetzten, welche nur deshalb zu Würden gelangt sind, weil sie aus Armuth ihren Stand nach vollendeter Dienstzeit nicht verlassen konnten, die Untergebenen von dem — *Gelde* ihrer Untergebenen. Warum aber die Prügel abgeschafft sind, das weiß ich nicht. Sind die teutschen Regimenter etwa schlechter, der Stockherrschaft würdiger als die Italiener? sind die Teutschen etwa nicht mit Ehrgefühl zu bändigen,

Zensur = Lücke.

Zensur = Lücke.

In der Regel nimmt man an, daß die Venezianer bessere und treuere Unterthanen wären, als die Lombarden, und dieß aus vielen triftigen Gründen. Erstens sind die Venezianer weit ruhigeren, gutmüthigeren Sinnes und nicht zur Störung der Ordnung geneigt; zweitens genießen sie von der jetzigen Regierung so viel Vortheile, daß es unklug wäre, Aenderungen zu wünschen, deren Nutzen noch sehr problematisch ist. Die ehemalige venezianische Oberherrschaft war für den Bürger und Landmann so eisern drückend, Gewerbsfleiß und Wohlstand erstickend, daß diese Stände mindestens eingesehen haben, daß die republikanische Verfassung Venedigs, in Bezug auf die Verhältnisse des Nährstandes, der größten Despotie eines Machthabers nichts nachgebe an widerrechtlichen und gewaltthätigen Einrichtungen. Der österreichische Szepter befreite die Venezianer von einer alten Sklaverei, richtete ihren Wohlstand wieder auf und brachte ein wohlthätiges Gleichgewicht unter die Stände. Man vergleiche den jetzigen Zustand der Delegation Venedig mit dem vormaligen, und man wird finden, daß das Resultat der neuen Regierung zum Lobe gereicht. Dazu kommt noch die allgemein anerkannte persönliche Güte des Monarchen, und dies würde die Zufriedenheit des Volks vollkommen machen, wenn nicht von den Aufreizungen und Konspirationen der Lombarden, ihrer Nachbarn und Landsleute, das Gegentheil zu besorgen wäre. Und wenn tausend Segen herabkäme auf Venedig durch die Milde der österreichischen Regierung, so würde sich der Geist des Aufruhrs doch endlich auch in Venedig entzünden aus angeerbtem Haß der Teutschen.

Freilich, wenn ein Volk frei und unabhängig sein, sein Glück und seinen Ruhm nicht als Gnadengeschenk einer fremden Macht erhalten will, wenn es sich mündig und stark dünkt zur Selbstbefreiung — dann mag ich nicht streiten, ob dasselbe Pflichten der Dankbarkeit habe oder nicht, ob es berechtigt sei, selbstständig zu handeln und gewaltthätige Einmischung abzuweisen; allein Venedig und die Lombardei ist nicht in der Lage, denn es ist nicht werth einer selbstständigen Stellung, oder was dasselbe ist, es hat keine innere Kraft, sich dieselbe zu erwerben. Das ganze Königreich hat durch den österreichischen Einfluß nichts verloren, sein Handel blüht, sein Wohlstand ist gewachsen und Sprech- und Denkfreiheit herrscht jetzt hier weit mehr, als im übrigen Italien, weit mehr als je selbst im Lande, als in den übrigen Ländern der Monarchie, Ungarn etwa ausgenommen. Die italienische Literatur in Oberitalien ist produktiver als südlicher bis an Siciliens Küste, und Mailand nennt sich stolz das neue Athen. Die österreichischen Universitäten zu Pavia und Padua sind die berühmtesten in Italien, und wenn das geistige Leben nun auch hier nicht mehr so regsam und glanzvoll ist, so liegt die Schuld davon nicht an der Regierung, als vielmehr in der sinkenden Zeit. Auf die Volksbildung wirkte man durch Errichtung vieler Elementarschulen kräftig genug ein, und es ist, wie es mich bedünkt, weit wichtiger, wenn die Masse aus der Finsterniß der Unwissenheit herausgearbeitet wird, wenn ein gleichmäßiges Licht sich verbreitet allüberall, als wenn einzelne große Geister aus der Nacht emporsteigen wie Meteore und vielleicht nur deshalb lärmend glänzen, weil Alles dunkel ist um sie her. Schreit doch nicht ohne Noth über den Mangel an großen Geistern in unserer Zeit, wo es sich nicht um Petrarkische Sonnette und göttliche Komödien handelt, wo ein Jeder angewiesen ist, in der weltlichen Komödie selbst mitzu-

spielen und seinen Witz zu verwenden auf praktische Dinge. Die großen Geister werden schon noch entstehen, laßt nur die Zeit kochen und gähren, sie braut euch gewiß nicht als ihr braucht. Die Zeit der Poeten ist Gott sei Dank vorüber oder doch im Sterben — und wenn die Kunst zu Grunde geht und die schöne Wissenschaft dazu, so ist noch dabei nichts verloren, denn die Kunst ist ewig, heilig, unvergänglich in der Natur. Unsere Zeit ist die Zeit der That.

Die Lombardei ist die Küche der Empörungen in Italien. Seine Einwohner haben eine Verfassung erhalten, welche jedem Kundigen Theilnahme an den Berathungen des Gemeinwohls erlaubt; die neue Ordnung hat dem Lande nur Vortheil gebracht, und es gab also keinen triftigen Grund zur Unzufriedenheit. Allein der Stolz der lombardischen Edelleute war beleidigt dadurch, daß sie in ihre alte Nichtigkeit zurück fielen; die teutschen Formen, Gesetze und Einrichtungen mißfielen, nicht etwa weil sie schlecht, nein, weil sie teutsch und von der gehaßten brutta gente gemacht waren. Die Aufmerksamkeit, welche die Regierung durch eine wachsame Polizei, durch Entfernung der einheimischen und neugeworbenen Truppen aus dem Lande, durch eine strenge Paßordnung und noch strengere Zensur, der allgemeinen Volksstimmung bewies, reizte die Widerspenstigen noch mehr. Gefährliche Widersetzung zeigte sich aber nur von einer Seite her und aus Maximen entsprungen, die auf allgemeine Verfinsterung abzielten und eine strenge Aristokratie herbeizuführen beabsichtigten. Adelige, welche die Freiheit des Volkes unterdrücken, Pfaffen, welche ihre Mönchsklöster wieder errichten wollten, waren die Hauptanstifter der Verschwörung gegen die Regierung. Die Ordnung der älteren Jahrhunderte sollte wiederhergestellt und das Volk in seine ehemalige niedrige

Knechtschaft und Verworfenheit zurückgestürzt werden, blos um wieder dem Ansehen der adeligen Familien auf die Beine zu helfen zu neuer Despotie — das waren die menschenfreundlichen Prinzipien, welche den lombardischen Konspirationen zu Grunde lagen. Weil die Regierung in dieser Provinz den Pfaffengeist nicht begünstigte und dem Adel die despotische Willkür entriß, haßte man sie und konspirirte gegen sie.

Im Jahre 1814 machte man den ersten Versuch einer aufrührerischen Bewegung. Die Hauptanstifter wurden eingezogen, aber die niederträchtige Feigheit ihrer Gesinnungen, die nur in Nacht und Sicherheit unverholen hervortreten, ihre Reue, Zerknirschung, veranlaßte die Regierung, einen Akt der Großmuth an den Erbärmlichen zu üben und ihnen zu beweisen, wie wenig Oesterreich solche Feinde fürchte, indem man sie ihren Familien nach einer kurzen Haft zurückgab — wie Kinder, wenn man ihnen die Ruthe nachläßt. Dessen ungeachtet zeigten sich bald wieder in Venedig und Polesina gefährliche Umtriebe, und es wurden daselbst der Graf Cigognara, der Nobile Monti und Andere verhaftet. Ein Dutzend wurde zum Tode verurtheilt, aber pardonirt und ins Gefängniß geschleppt. Anderen Geistes waren die Umtriebe der Carbonaria und Adelfia — società de' sublimi maestri perfetti del regno dei volcani, welche auch auf das lombardisch-venezianische Königreich einwirkten und gewaltige Aufregung verursachten. Die Unruhen in Neapel brachen aus, das Erscheinen des österreichischen Militärs beendigte sie; das Lumpengesindel floh regimenterweise vor einem Dutzend Husaren. Einst standen vier italienische Insurgentenregimenter in einem geschlossenen Quarree mit gefälltem Bajonett — also nur durch Kanonen angreifbar —, da jagte ein Häuflein österreichischer Reiter jubelnd auf die Elenden los, als gelte es eine Heerde Schweine auseinander zu treiben, und die Ita-

liener warfen die Gewehre nieder und liefen, was sie konnten. Für jeden fallenden Oesterreicher fielen 100 Italiener und 300 wurden in die Flucht getrieben oder gefangen. Das österreichische Militär betrachtete den Rummel wie eine Jagdparthie auf Hasen. Wie wenig sie den Feind achteten, beweist folgende Anekdote aus glaubwürdigem Munde. Ein tiroler Jägeroffizier ging einst unbesorgt spazieren und las im Petrarka, als er plötzlich auf einen italienischen Vorposten stieß, der das Gewehr bei Seite gelehnt hatte, und eben eifrigst beschäftigt war, eine vertrocknete Salami nebst einem Stückchen Käse hinabzuwürgen. Er ward kaum den österreichischen Offizier ansichtig, als er ihm zu Füßen fiel und ihn bei der heiligen Jungfrau, beim heiligen Antonius und der ganzen Litanei beschwor, ihn nicht umzubringen, denn er sei ganz unschuldig und wolle sich aufrichtig bessern. Der Offizier, ganz wehrlos wie er war, nahm den Helden beim Kragen, lud ihm sein Gewehr auf und schleppte ihn lachend ins Lager. Solche Fälle ereigneten sich zu tausenden. Mich ekelt es an, mehr solche Erbärmlichkeiten zu erzählen, sie entwürdigen die Menschheit. Das edle Schweizer-, Tiroler- und Steierer Vieh artet auf italienischem Boden nach der dritten Generation aus; wird klein, schwach und elend, wie das einheimische. Wunderbar, der herrliche Himmel Italiens, das milde Klima des lachenden, blühenden Südens verdirbt Menschen und Vieh.

Währenddem Oesterreichs Waffen die monarchische Ordnung in Neapel wieder herstellten, hatte die Flamme auch im lombardisch-venezianischen Königreiche gezündet, und zwar wie man sagt, auf Brandstiftung eines Haufens von Verschwörern aus der Carbonaria und Adelfia, welche zugleich mit der société de la regeneration européenne in Paris in Verbindung gestanden und die Untergrabung der österreichischen Herrschaft in Italien beabsichtigt haben soll. Vier

und dreißig Mitglieder dieser Gesellschaften wurden 1821 wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt — sie wurden pardonnirt und auf die Festungen Laibach und Spielberg zu zwanzigjährigem Gefängniß gebracht. So böswillig, widerrechtlich, feig und den Menschenrechten widerstreitend die Absichten dieser Verschwornen waren, so kann ich doch nicht umhin, sie mit jedem Menschenfreunde zu bemitleiden. Ihre Strafe ist für jeden, der nicht die Hyänennatur eines Italieners hat, schrecklicher als der Tod, und das Bedauern erhebt sich zur Frage, ob es wohl recht ist, daß man politische Verbrecher so hart bestraft? Meiner Ansicht nach verdient Keiner, er sei nun Aristokrat oder Demagog, Obskurant oder Jakobiner, wegen politischer Meinungen und Vergehen, auch nur die mindeste Strafe, wenn sein Glaube oder Irrthum, sein Fanatismus oder Enthusiasmus aus innerer Ueberzeugung entsprungen ist und sich ohne Eigennutz, ohne niederträchtige Nebenabsichten geoffenbaret hat. Dem Mächtigeren steht es hier nur zu, seine Feinde zu entwaffnen, aber nicht zu strafen, was nur Gott richten und beurtheilen kann.

Das geistige Leben der Lombardei hat von dem österreichischen Zensurzwang wenig gelitten, auch hat der Einfluß Teutschlands durch Oesterreich auf die italienische Literatur nur vortheilhaft gewirkt. Die Tagesliteratur ist zwar hier, wie in allen übrigen Provinzen, von keinem Glanz begleitet, und das fast einzige belletristische Journal in Mailand, l'Eco, enthält fast nichts als Uebersetzungen aus der wiener Theaterzeitung. Desto erfreulicher ist die selbstständige Thätigkeit mehrerer wackeren Dichter und Schriftsteller unserer Zeit, die zum Theil auch in Teutschland nicht unbekannt geblieben sind. Den ersten Rang unter den lombardischen Schriftstellern behauptet Monti. Nach ihm werden L. Lamberti, Ippolito Pindemonte, der Lustspieldichter Nota, Manzoni,

Grossi, Perticari, Costa, Leopardi, Gamba, die Gräfin Albrizzi, (Italien hat keinen Mangel an unnatürlichen Weibern) mit Auszeichnung genannt. Der Venezianer Ugo Foscolo, bekannt als Schriftsteller, nahm sich den Fall der Republik so sehr zu Herzen, daß er nach London ging. Der Improvisator, Pietro Scotes, ist ein Veroneser — Italiener seid nicht stolz auf ihn! Hätte sich bei uns nicht vor wenigen Jahren ein gewisser Langerhans als Improvisator gemeldet, ich würde stolz ausrufen: Gott sei Dank, in Teutschland existirt kein Improvisator! Zwar läßt er nichts mehr hören von sich, und wir könnten ihn füglich verleugnen, aber wer steht uns dafür, daß er sich nicht noch ein Mal bei der nächsten besten Affenkomödie engagiren läßt?

Unter den lombardischen Künstlern kennt Teutschland den berühmten Fresko- und Porträtmaler Appiani, die Maler Bossi, Fumagalli, Barezzi, Bertini, die Kupferstecher Faustino, Anderloni, Longhi, Garavaglia, den Medailleur Manfredini, die Architekten Cagnola und Uggeri, die Tonsetzer Paer, Rossini (aus Pesaro in der Romagna gebürtig) die Sängerin Pasta, den Bassisten Lablache und viele andere.

Obwohl ich mir vorgenommen, nichts weiter von Italien zu berühren, als das Verhältniß der lombardisch-venetianischen Länder zur österreichischen Regierung, weil ich bequemer Weise voraussetze, daß Sie Alles Uebrige so gut wissen, wie ich, muß ich doch noch zum Schluß bemerken, daß man in Teutschland von der Mordlust der Italiener eine übertriebene Meinung hat. Mancher Teutsche glaubt, wenn er Italien betritt, es seien schon hundert Dolche gezückt über ihn; die Zeit der Banditen ist vorbei, seitdem die Republik vorbei ist. Man kann in Mailand und Venedig zu allen Stunden der Nacht sicher auf den Straßen und Plätzen gehen, nur

vermeide man in Mailand zu sehr entlegene Quartiere. Mir begegnete einst in einem solchen ein ehrlicher Mann, der sich recht angelegentlich nach meiner Uhr erkundigte. Ich antwortete mit einem Schlag auf seinen spekulativen Kopf und machte mich aus dem Staube. Bestia! schrie der Kerl und besserte sich.

Nichts für ungut, meine Herren!

Kurze Geschichte der Cholera Morbus im österreichischen Kaiserstaate.

(Bis Ende 1831.)

Von Dr. Karl Betmann.

Die Zeit des eigentlichen Auftretens der Cholera in Gallizien im Winter 1830 und 1831 kann nicht mit Präzision angegeben werden, da die Cholera hier, wie überall, früher zugegen war, als man sie mit Aufmerksamkeit beobachtet hat. Von Seite der Regierung wurden schon am Ende des Jahres 1830 Maßregeln ergriffen, die Verbreitung der in Gallizien eingedrungenen Cholera zu hemmen, und wirklich schien ein glücklicher Erfolg diese Bemühung gekrönt zu haben, als die Krankheit mit Anfang des Frühlings plötzlich heftiger um sich zu greifen anfing, und sich immer mehr der Stadt Lemberg näherte. Es wurde nun eine Sanitätskommission unter dem Vorsitze des Feldmarschallieutenants v. Stutterheim, der später selbst ein Opfer der Cholera wurde, aufgesetzt, und alle Anstalten getroffen, das Uebel zu unterdrücken. Man glaubte damals um so eher an die Wirksamkeit dieser Anordnungen, als die Cholera anfänglich nur in den an Flüssen gelegenen Ortschaften sich zeigte, und erst von da sich in die höheren Orthschaften verbreitete. Aber bald erwies sich Alles fruchtlos und die Meinung, daß die Ursache der Krankheit wohl ganz allein in der Luft liege, wurde bald allgemein, so

sehr man auch anfangs dawider geeifert hatte. (Fast überall, wo die Cholera hinkam, erkrankten fast 10 Prozent der Bevölkerung, doch das Verhältniß der Erkrankten zu den Gestorbenen erwies sich sehr ungleich, meist aus Ursachen der verschiedenen Lokalverhältnisse.) Es wurde jedoch zur Beruhigung der Nachbarprovinzen ein strenger Kordon zum Schutze Mährens und Schlesiens in Gallizien längs dem diesseitigen Ufer des Flusses Sola gezogen, und mit der bereits eingeleiteten Absperrung Ungarns und Siebenbürgens von Gallizien in Verbindung gesetzt. Eben so wurde die Absperrung gegen das Gebiet von Krakau von dem Königreiche Polen veranlaßt, und der an der russischen Grenze schon bestandene Sanitätskordon den Umständen gemäß geordnet, überdieß auch noch zur größeren Sicherung des völlig gesunden Theiles Galliziens, die Aufstellung eines Kordons längs des Sauflusses eingeleitet, welcher sich einerseits an den Kordon gegen Polen, andererseits an jenem schloß, welcher zum Schutze des Königreichs Ungarn angeordnet wurde. Alle diese Einrichtungen wurden auf das Strengste gehandhabt, und viele Personen, welche den Kordon durchschleichen oder gewaltsam durchbrechen wollten, fanden ihren Tod in der Wachsamkeit der Kordonswächter. Auch sorgte die Sanitätskommission für Herbeischaffung von Nahrungsmitteln für die ärmere Klasse der Bewohner und Reinigung der Wohnungen und alle öffentlichen Versammlungen, die Kirchen und Bethäuser ausgenommen wurden, in Lemberg und allen größeren von der Cholera ergriffenen Städten eingestellt. Der Czortkower- und Tarnopoler-Kreis waren zuerst von der Cholera heimgesucht; von hier zog sich das Uebel über die Stadt Czernowitz in der Bukowina nach Süden und in die Stry, Zloczow, Kolomea, Stanislau, Brzezan und Lemberg. Von hieraus verbreitete sich das Uebel, ungeachtet des Kordons, nach allen Theilen Galli-

ziens aus, und schon in der zweiten Hälfte des Monats Juni war die Cholera auch in das Königreich Ungarn eingedrungen. Flößer, welche aus der Marmarosch mit Salztransporten abgegangen waren, hatten zu Tißßa, Ujlak, in Ugocser Komitat, eine bedenkliche Krankheit mitgebracht, die sich bald als Cholera erwies. Bei dem starken Verkehr der Bewohner von Marmarosch mit jenen des gallizischen Kolomeaer Kreises, hat dieses Ereigniß gleich anfangs die Aufmerksamkeit der Lokalbehörden erregt und die strengsten Maaßregeln veranlaßt. Allein vergebens waren alle Bemühungen, und das Fortschreiten der Krankheit bestimmte bald Se. Kaiserl. Hoheit, den Erzherzog Palatin, die Aufstellung eines Kordons anzuordnen, welcher sich von Siebenbürgen längs der Theiß und von da längs der Zagysa und Tarna über Erlau und Miskolcz, an der Hermath über Kaschau und Eperies an die gallizische Grenze Nord zog. Zugleich hat die Sanitätshofkommission schon damals verordnet, daß aller Verkehr an der Grenze von Oesterreich, Steiermark und Krain mit Ungarn unter strenge Aufsicht gestellt, und nur mit Beobachtung der gehörigen Vorsichtsmaaßregeln, worunter auch die vorschriftsmäßige Reinigung der aus Ungarn kommenden Briefschaften gehört, bewerkstelligt werde. Zur Beruhigung der beiden in lebhaftem Verkehre stehenden Städte Pesth und Ofen hat man noch außerdem für zweckdienlich erachtet, eine Kontumazanstalt zu errichten, in welcher alle Personen und Waaren, die aus den gefährdeten Theilen Ungarns kommen, einer zehn- oder zwanzigtägigen Kontumaz unterzogen würden. Schon damals (Anfangs Juli) wurde von Sr. Maj. die Errichtung einer Provinzial-Sanitätskommission in Niederösterreich anbefohlen, später aber wieder aufgelöst und ihre Geschäfte der Regierung zugewiesen. Der Zweck dieser Kommission, welche den Wirkungskreis der Landesregierung und des Generalkommando's

in sich vereinigte, war das Eindringen der Brechruhr aus den Nachbarstaaten zu verhindern, oder im Falle des Eindringens in die Provinz, deren Heilung und Erstickung zu bewirken. Derselben untergeordnet war eine zweite Kommission für die Stadt Wien. Allein alle diese trefflichen Anstalten konnten es nicht verhindern, daß die Cholera schon am 14. Juli Abends in Pesth ausbrach, wodurch man sich veranlaßt fühlte, das rechte Ufer der Donau abzusondern und die Brücke abzutragen. Es ist durch die Zeitungen bekannt geworden, welche Folgen diese Maaßregel nach sich zog, ein Tumult von einem Haufen Juraten (Studenten der Jurisprudenz werden dort so genannt), einer Klasse Menschen, die sich in Ungarn durch Rohheit auszeichnet, erregt, erzwang die Wiederherstellung der Brücke und Verbindung zwischen den beiden Städten. Man wollte an die Cholera nicht glauben, widersetzte sich den Maaßregeln der Regierung, mißhandelte die Aerzte und verharrte hartnäckig in dem Wahne, als würden die Kranken von den Aerzten vergiftet. Es wurden die Fenster mehrerer öffentlicher und Privatgebäude mit Steinen eingeworfen, zernirte Häuser frei gemacht, einige Schenken geplündert, worauf dann der vom Weine erhitzte Pöbel an das vor der Linie der Hauptstadt befindliche Kontumazgebäude zog und es zerstörte. Gewalt mußte mit Gewalt vertrieben werden. Doch zog dieses Beispiel der Hauptstadt mehrere, nicht minder beklagenswerthe Ereignisse in den Komitaten des Landes nach sich. Dieser Widersetzlichkeit hauptsächlich, dann dem Mangel an Aerzten, der Lebensweise der Bewohner und der ungesunden Lage der meisten Gegenden, hat Ungarn die ungeheuer große Sterblichkeit während der Cholera zuzuschreiben. Auch traf die Zeit, in welcher die Cholera auftrat, genau mit jener zusammen, in welcher jährlich eine bedeutende Anzahl Fieberkrankheiten existiren. Alle

solche Krankheitsformen nahmen nun den Karakter der Cholera an, und so kam es, daß diese Pest beinahe den vierzigsten Theil der Gesammtbevölkerung Ungarn hinwegraffte. In vielen Dörfern genas Niemand, der damit befallen wurde, und mehrere Ortschaften in ungesunden Lagen wurden fast ganz entvölkert.

Sobald man nun diesen Fortgang der Krankheit in Ungarn bemerkte, wurden schleunigst Anstalten zu Wampersdorf, Schloßhof, Marchegg, Angern und Hohenau an den aus Ungarn führenden Kommerzialstraßen angelegt, und ein strenger Kordon an der ungarischen Grenze gezogen. Dieß war um so nothwendiger, als durch die an den Grenzen stark gehende Tabaksschmuggelei der Gesundheitszustand der Provinz von Ungarn her, sehr gefährdet wurde. Allein schon in der Mitte des August kamen in Hainburg und Bruk an der Leitha mehrere verdächtige Krankheitsfälle vor, und bald gewann man die Ueberzeugung von dem Dasein der orientalischen Brechruhr. Bald hatte sie auch Wien ereilt und dort die deutlichsten Beweise ihrer Nichtkontagiosität geliefert. Se. Maj. fand sich daher bewogen, keine weiteren Kordons mehr ins Land zu ziehen, und den zwischen Ungarn und Oesterreich bestehenden aufzulassen. Durch mehrere auf einander folgende Verordnungen wurden alle Grenzen der Monarchie freigelassen und die Verbindung wieder hergestellt. Möchten auch die auswärtigen Staaten bald die Ueberzeugung gewinnen, daß alle Kordons fruchtlos sind, und mehr Elend und Unglück über die Bewohner der versperrten Länder bringen als die Cholera, die vielleicht überdieß noch dadurch begünstigt wird, da durch jede Absperrung die Furcht noch mehr gesteigert werden muß.

Ueber das Auftreten der Cholera in den Provinzen theile

ich folgenden Briefe mit, die für eine geschichtliche Darstellung der Krankheit nichts Unerhebliches enthalten dürften.

K. — im Tarnopoler=Kreise in Gallizien, den 20. August 1831.

Ich kehre so eben von einer mißlichen Reise in den Schooß der Meinigen zurück und beeile mich, Ihrer Aufforderung Genüge zu leisten. Die Fragen alle, welche Sie mir über die Cholera gestellt, kann ich Ihnen nicht, wie Sie glauben, auf eine bestimmte Weise beantworten, und Sie müssen sich daher auch bei mir mit einem zweideutigen „es scheint“ oder „es ist wahrscheinlich“ begnügen. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Krankheit in dem unglücklichen Polen zu betrachten und viele Opfer gesehen, welche theils in der unstäten mit unaufhörlichen Mühseligkeiten und einer weit überlegenen Macht kämpfenden Armee, theils auf dem Lande und in Warschau hingerafft wurden. Ich habe Gelegenheit gehabt, beiläufige Vergleiche anzustellen zwischen der Sterblichkeit in einem bis zum äußersten Elend erschöpften Lande und jener in einem glücklichen und gesegneten, (in dem russischen und unseren Gallizien) und nirgends solche Erscheinungen gefunden, welche mich hätten überzeugen können, daß diese verderbliche Seuche kontagiös sei; vielmehr aber mehr als hundert Belege zu meiner Behauptung gehabt, daß die Verbreitung dieser Pest eine miasmatische sein müsse, und eine Verschleppung derselben durch Waaren und anderer Gegenstände kaum denkbar sei. Zwar hat es sich häufig ja fast regelmäßig ereignet, daß in einem Zelte, in einer Hütte mehrere Personen zugleich oder nach einander erkrankt sind, aber es war fast immer ersichtlich, daß gleiche Einflüsse auf diese Individuen eingewirkt haben, oder dieselben Diätfehler sie disponirt haben, oder daß einer oder der andere aus Angst und Schrecken in nervöse Zufälle gerathen und sogar in Folge

derselben (meist apoplektisch) gestorben sei, oder endlich, daß die Krankenwärter in einem von Dunst des Kranken angefüllten Zimmer durch übermäßige Anstrengung im Frottiren in heftige Transpiration gerathen, sich der freien Luft schnell ausgesetzt und erkältet haben. Daher ist man in ganz Pohlen überzeugt, daß diese Epidemie den Witterungsverhältnissen und einem Miasma zuzuschreiben sei, welches auf den menschlichen Organismus so verderblich einwirkt. In Lemberg versuchte es ein Hypochondrist, sich von aller menschlichen Gesellschaft abzusondern und alle Gegenstände zu entfernen, welche in anderweitiger Berührung sich befunden hatten. Sein Zimmer war stets mit Chlordünsten angefüllt, und wer mit ihm sprechen wollte, konnte dieß nur in gehöriger Entfernung von der Thüre, wo der Geängstigte, mit allen Spezereien gegen das Kontagium bewaffnet, nur sehr kurze Audienzen ertheilte. Trotz aller dieser Vorsicht konnte der Mann seinem Schicksale nicht entgehen, und ward vielleicht ein Opfer seiner Absonderung, da Niemand in seiner Umgebung geduldet wurde, der ihm hätte bei seiner Erkrankung schnelle Hilfe bringen können. Ehe man daher Anstalten treffen konnte, ihn ins Spital zu bringen, war die Hilfe schon zu spät; Bleifarbe, meistens ein sicheres Kennzeichen des nahen Todes, hatte sich schon über seinen ganzen Körper ergossen und kaum im Spital angekommen, starb er nach heftigen Krämpfen. Solche Fälle haben sich in Lemberg und auf dem Lande häufig ereignet. Im Gegentheile gab es in Lemberg viele Leute ohne Furcht und Scheu — besonders Juden — welche von einem Kranken zu dem andern gerufen wurden, um Krankenwärterdienste zu verrichten, die ihre Lebensweise nicht im mindesten geändert und kein Schutzmittel gebraucht, so sehr auch Aerzte in sie gedrungen waren, ohne daß sie durch diese unmittelbare Berührung der Kranken und durch Einathmung

ihrer Ausdünstung den geringsten Schaden genommen hätten. Wenn man solche Menschen befragte, wie sie es anstellten, sich immer gesund zu erhalten, so antworteten sie: „wir trinken unseren Wudky, essen, was uns behagt, und lassen den Magen nie leer werden." Das war das ganze Geheimniß. Es ist jedoch gewiß, daß die Wahl der Nahrungsmittel nicht gleichgültig sein kann, daß der Genuß des Obstes sehr schädlich und überhaupt alle kalten Speisen nicht zu empfehlen seien, ja sogar das Wasser scheint an manchen Orten den Keim der Krankheit in sich zu tragen. In einem Dorfe in unserer Nachbarschaft war das Volk geraume Zeit der Meinung, das Wasser sei vergiftet worden, so auffallend waren die Erkrankungsfälle in Folge häufig genossenen Wassers. Solche Fälle waren meist tonischen Karakters, mit heftigen Krämpfen verbunden, schnell tödtend.

Was die Nahrungsmittel betrifft, so kann ich Ihnen als Nichtarzt keine andere Auskunft hierüber geben, als daß mir kein Mittel bekannt, welches entschieden vor der Krankheit schützen könnte. Das gemeine Volk mit seinem kindischen Aberglauben, hat allerlei Amulette, Zaubersprüche u. dgl., erfunden, und wahrlich es ist nicht zu bedauern, daß sie darein ihren Glauben setzen, denn es erzeugt Vertrauen und Furchtlosigkeit, und dieß sind große Mittel zur Abwendung einer Krankheit. Ich habe in Warschau einen Menschen gesehen, der mit beispielloser Kühnheit seine Verrichtungen als Krankenwärter versah, und dieß blos im Vertrauen auf die Wirksamkeit eines Papierstreifens, den er bei sich trug und worauf mit großen lateinischen Lettern nichts anderes geschrieben stand als die Worte: Cholera Morbus! Und wahrlich! diesem Papierstreifen verdankten gewiß zwanzig Menschen ihr Leben, die er mit seiner eifrigen Pflege gerettet hat. Andere trugen geweihte Kupfermünzen um den Hals, und gaben so Veran-

lassung zu Hahnemann's Kupfermethode. Die Behandlung der Kranken ist eben so verschieden als die Verwahrung, denn nicht immer hegt der gemeine Mann das Vertrauen in den Arzt, welches er hegen sollte, auch hat das russische Mährchen von Vergiftung durch die Aerzte auch hier manchen Anhänger gefunden. Man braucht daher die sonderbarsten Mittel, und nicht selten hat man Beispiele, daß Kranke, in Folge solcher auf Aberglauben und Unwissenheit begründeten Kuren genesen sind. Dennoch bin ich überzeugt, daß durch diese Versuche, welche das gemeine Volk anstellt, vielleicht bald ein sicheres Heilmittel entdeckt werden wird, während es kaum denkbar ist, daß Aerzte früher darauf verfallen sollten, da es ihnen nicht erlaubt ist, andere Experimente zu machen, als solche, welche auf keinem Fall den Zustand des Kranken verschlimmern können. Uebrigens ist es erwiesen, daß ein geschickter Arzt unter gewissen Umständen retten könne, und es ist kein Zweifel übrig, daß Cholerakranke, welche ganz hilflos geblieben sind, sichere Opfer des Todes wurden. Daher jene furchtbare Sterblichkeit bei unkultivirten Völkern.

Bei uns hat die Krankheit mehr Männer als Weiber, und ganz junge Leute und Kinder selten angegriffen. In dem Alter zwischen 30 und 60 suchte sie ihre meisten Opfer, besonders unsere Branntweinsäufer hat sie gewaltig mitgenommen, und solche Menschen waren meistens die ersten Kranken und unrettbar verloren, wenn die Cholera in einer Gegend auftrat. Dagegen gab es viele schwächliche Personen, welche glücklich geheilt wurden. Starke, robuste Personen sind hingegen eben so häufig der Krankheit erlegen, als andere minder vollblütige Personen. Ich sah in Czernowitz eine Frau an der Cholera krank, welche schon durch mehrere Jahre kränklich und äußerst geschwächt war, so daß man keine Hoffnung für ihre Wiederherstellung hegte. Der Geschicklich-

keit des Arztes gelang es jedoch, die Frau zu retten, obgleich die Schwäche ihres Körpers keines von den heroischen Mitteln zuließ, welche man gewöhnlich bei der Cholera anwendet. Man kann nicht einwenden, daß diese Frau vielleicht die Cholera vielleicht gar nicht gehabt habe, denn alle Simptome waren bei ihr erschienen; überdieß ereignete dieß sich in einer Zeit, wo fast jede Krankheit in Cholera überging. Mindestens ist es gewiß, daß damals jede Krankheit, sie möge nun wo immer ihren Sitz gehabt haben, Erscheinungen zeigte, welche von dem gewöhnlichen Karakter derselben abwichen. Auch ist es auffallend, wie viele Menschen hier zu Lande am Schlage sterben.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich nicht zweifle, die Krankheit werde auch bald in Wien ausbrechen, darum möge Ihnen dieser Brief zum Theil zur Beruhigung dienen. Die Gefahr ist bei weitem nicht so fürchterlich, als sie aus der Ferne erscheint, und besonders in Wien, wo die beste medizinische Schule in ganz Teutschland existirt, dürfte die Cholera schwerlich jenen Grad der Höhe erreichen, als in Moskau und in dem russischen Flachlande, wo es überdieß noch sehr an Aerzten mangelt. Vor Allem hüte man sich vor den Einflüssen einer schlechten Witterung, denn diese ist eigentlich die Quelle dieser Krankheit. Man hat in den Lazarethen von Warschau die Beobachtung gemacht, daß an schönen Tagen keine neuen Erkrankungen statt fanden, und die bereits Kranken große Erleichterung verspürten. Glauben Sie mir, es erkranken weit weniger an der orientalischen Cholera als an Dysenterien, gastrischen Fiebern, die dann allerdings, wenn sie nicht beachtet oder schlecht behandelt werden, meist alle Simptome der Cholera annehmen. Wer an der eigentlichen Cholera erkrankt, fühlt ein plötzliches Uebelbefinden, das schnell in die bedenklichste Niederlage aller Kräfte übergeht, oder springt

plötzlich um, entweder in Folge einer nervösen Affektion oder des Blutschlags, in welchem Falle selten eine Rettung für den Kranken zu hoffen ist. Solche Fälle kommen im Felde unter den Soldaten meistens nach starkem Regen und Nebel vor, nie aber an schönen Tagen. Der Giftstoff in der Athmosphäre scheint sich daher mehr aus der Erde zu entwickeln, wenn anhaltende Regen wieder den Boden befeuchtet hatten.

Die Behandlungsweise unserer Aerzte ist sehr verschieden, und fast jeder Arzt befolgt eine andere Methode. Der Wismuth, welchen Dr. Leo in Warschau empfahl, ist keineswegs ein so bewährtes Mittel als man glaubt, und in Warschau wendete ihn fast nur Dr. Leo allein an. Ich weiß nicht, wie es sich mit seinen 60 Geheilten verhält, allein ich glaube, daß vielleicht der günstige Wechsel der Witterung oder ein anderer uns unbekannter Umstand das Wunder gethan habe. Man weiß ja, daß es Zeiten giebt, in welchem plötzlich sehr viele Kranke genesen, unter derselben Behandlung, unter welcher Tags vorher eben so viele gestorben sind, und umgekehrt. Die Aerzte werden durch solche Erscheinungen aber so oft getäuscht, als das Publikum von ihren falschen Beobachtungen. Es ist demnach zu wünschen, daß die Aerzte sich nicht verführen lassen möchten durch solche scheinbare Folgen ihrer Behandlung, am meisten aber ist zu wünschen, daß Aerzte, welche 100 und mehr Meilen von der Cholera entfernt sind, sich nicht ein unbedingtes Urtheil über die Krankheit und ihre Behandlungsweise zumuthen möchten. Man hat hier sehr gelacht über solche Herren und ihre Schriften, von welchen einer „nichts als kaltes Wasser“ empfiehlt, während der andere schwört, mit Kupfer und Kampher sei alles auszurichten, und es könnte weder ein Mensch krank werden noch ein Kranker sterben, wenn er seine Medikamente gebrauche. Man hat aber Wismuth, Wasser, Kampher und Kupfer, allöopathisch und ho-

möopatisch angewendet, und es sind Leute genesen und gestorben daran, ohne daß man Gewißheit über die Wirksamkeit der Mittel erhalten hätte. Schnelle Hilfe bei dem geringsten Uebelbefinden mit den gewöhnlichsten Hausmitteln ist noch die einzige sichere Rettungsmethode.

Ragusa, den 30. August 1831.

Deine Besorgniß, daß die Cholera schwerlich die österreichischen Provinzen verschonen werde, und am ersten und heftigsten in Gallizien, Ungarn, Siebenbürgen, der Militärgrenze erscheinen und daselbst große Verheerungen anrichten dürfte, hat sich also größtentheils gerechtfertigt, und die Zeit wird es lehren, ob Du gleiche Vorhersehung erprobst, indem Du den andern Provinzen der Monarchie und dem ganzen Teutschland, und allen Westländern, Holland und Spanien vielleicht ausgenommen, gelindere Erscheinungen dieser Pest prophezeitest. Bei diesen Berechnungen hast Du aber Dalmatien höchst unbillig ganz vergessen, und kaum bedacht, wie sehr diese Provinz durch die Reisen unserer neuen Krankheit gefährdet sei, und wie wenig zu hoffen stände, daß im Falle des Ausbruches einer dieser Epidemien in Dalmatien, die Zahl der Opfer im Verhältnisse nicht geringer sein würde, als sie es in Ungarn ist. Die Nahrung und Lebensweise unserer Ulassen ist keineswegs geeignet, besonders kontagiöse Krankheiten fern zu halten; auch ist die Bildung des gemeinen Volks vielleicht noch geringer als der euch nachbarlichen Ungarn, und daher ein so kräftiges Entgegenwirken, wie bei gebildeteren Völkern, nicht so leicht möglich. Wir sind hier von allen Seiten bedroht: aus Norden von der Cholera, aus Osten von den Krankheiten unserer türkischen Nachbarn, aus Westen von Venedig her, wo eine Krankheit herrschen soll, wobei den davon Befallenen der Kopf zu einer ungeheuren Größe an-

schwillt (die aber nicht tödtlich ist), von der Seeseite von allen Ländern der Erde, obgleich unsere Häfen nicht sehr häufig besucht sind *). Unser nächster Feind ist die Pest in der Türkei, zu der sich außerdem noch die Cholera und der Sonnenstich gesellt hat. Von der nahen Grenze her laufen täglich beunruhigende Nachrichten ein, und wir sind immer auf das Schlimmste gefaßt, obgleich die Maßregeln zum Schutze Dalmatiens vortrefflich genannt werden dürfen. Die Schnelligkeit der Verbreitung dieser Krankheiten in der Türkei und die Zahl ihrer Opfer soll ans Unglaubliche grenzen, besonders da der Fatalism der Osmanen und die daraus entspringende Sorglosigkeit das Fortschreiten dieser Krankheiten mächtig befördern. Dennoch haben wir große Hoffnung, von dieser Geißel des Herrn verschont zu bleiben. Es scheint fast unbegreiflich, wie wir doch immer von der Pest befreit bleiben können, wenn man bedenkt, daß die Pestkordons schon seit undenklichen Zeiten bestehen, und daher, wie man glauben möchte, vielleicht manche Fahrlässigkeit eingerissen sein dürfte. Dagegen ist es nicht minder sonderbar, daß ein ganz neugebildeter Kordon, wo gewiß alle Strenge und Wachsamkeit herrscht, überschritten werden konnte. Man muß jedoch beberücksichtigen, daß die am Pestkordon stehende Mannschaft eine vollständige Kenntniß des Terrains besitzen, durch Gewohnheit ihren Dienst keineswegs nachlässig, sondern mit der größten Pünktlichkeit verrichten; endlich aber, daß der Verkehr mit den Türken sehr unbedeutend sei, und der unauslöschliche

*) Der Hafen zu Fiume hat dasselbe Schicksal, denn obgleich die ganze Umgegend sich der besten Gesundheit erfreut, bemerkt man doch, daß alle Schiffe vermeiden, hier einzufahren. Die aus dem Innern dahin kommenden Handelsgüter, welche sich gerade jetzt, wo man den herbstlichen Zufuhren aus dem Orient entgegensieht, in großen Massen häufen, lagern unbeweglich, ohne daß Jemand nach ihnen fragt.

Nationalhaß eine mächtige Schutzwehr vor Schleichhandel und anderen Verbindung bilde, — durchaus wichtige Umstände, die bei einem neugebildeten Kordon zwischen zwei im lebhaftesten Verkehr stehenden Provinzen nicht statt finden. Daher dürfte die Erscheinung einer Epidemie diesseits eines neugebildeten Kordons, keineswegs als ein unumstößlicher Beweis der Nichtkontagiosität einer Krankheit ausmachen, wenn nicht andere Beobachtungen diese Meinung bekräftigen ꝛc.

Essegg, am 6. Sept. 1831.

Die Cholera ist, wie Du weißt, auch nun in Ungarn eingedrungen und hat sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit verbreitet. Kein Kordon, keine Absperrung hat gefruchtet, und es liegt nun klar am Tage, daß sie nicht wie die Pest verschleppt wird. Die väterliche Sorgfalt unserer Regierung hat Alles gethan, was zu thun war, aber die ungünstigen klimatischen Verhältnisse, die vielen Sümpfe und die Lebensweise der hiesigen Bewohner, verbunden mit dem unvernünftigen Mißtrauen gegen die Ärzte, hat die Krankheit mächtig begünstigt. In hiesiger Stadt sind gleich in den ersten Tagen nach dem Ausbruche der Krankheit gegen 600 Menschen gestorben, und in dem Augenblicke, als man mit Zernirung der ergriffenen Ortschaften beschäftigt ist, erscheint die Cholera schon auf allen Seiten und holt ihre Opfer. Die ersten Krankheitsfälle haben sich in unserm Militärhospital ereignet, doch ist die Krankheit nicht ansteckend, und grassirt auf dieselbe Weise, wie die sonst in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Fieber, nur in weit höherem Grade. Wer von der Cholera befallen wird, bekommt Erbrechen, Durchfall und fürchterliche Krämpfe. Manche sind auf der Straße umgefallen und nach wenigen Stunden gestorben. Bisher ist es noch ein seltener

Fall, wenn man von einem Genesenen hört, doch zweifle ich nicht, daß die Schuld meistens den Leuten selbst beizumessen ist. Viele Menschen, welche am Wechselfieber krank waren, haben die Cholera bekommen und sind größtentheils gestorben. Ich meines Theils habe keine Furcht, lebe jedoch diät und vorsichtig, denn hier zu Lande ist es überhaupt nicht schwierig, krank zu werden. Ohne Zweifel wird die Cholera hier ärger als in allen andern wüthen und keine geringe Zahl an Opfern heischen.

Bivouak am Kobela nächst Kuzelau an der Sanitäts-Kordonslinie im Hradischer Kreis an der ungarischen Grenze, den 14. Sept. 1831.

— Unsere Kordonslinie wird hier von der Natur sehr begünstigt, und wenn die Cholera auch hier herüber schreitet, so möchte es fast ein Beweis sein, daß keine menschlichen Anstalten und auch die günstigsten klimatischen Verhältnisse keinen Schutz gewähren gegen diese indische Ausgeburt. Der Berg Kobela, über welchen sich unsere Linie zieht, ist mindestens 2,500 Fuß über das Thal erhoben, mithin bedeutend hoch, die March, welche sich hier durch die Fläche windet, unterstützt die Kordonslinie und das hohe Jablonkagebirge, wie auch die Karpathenzweige, welche sich hier endigen, bilden ein natürliches Bollwerk gegen die Cholera, die, wie man sagt, eine gewisse Höhe nicht erreichen soll. Auch thun die hier herrschenden Nordstürme ihr Möglichstes, jedes Miasma zu zerstreuen, und man sollte es daher kaum glauben, daß die Cholera, trotz alledem schon in einer Nähe von ½ bis 3 Stunden in der Umgebung doch nur auf ungewissen Boden wüthet. Fast in allen Ortschaften an der Grenze des Neutraer Komitates, in Stara Dura, klein Miawa, Dura Luka, Werbowze, Bresowa, Brantsch, Kowalowetz, Mekrehay, Ska-

licz, Tolitsch, Protzky u. s. w., auch in Tyrnau, (wo auch der verdienstvolle D. Ginrkovicz starb) und in Skalitz, welches hart an der Linie liegt, und welches man von Kobela sieht, ist die Cholera ausgebrochen, und hat schon einen hohen Grad erreicht. In dem kleinen Dörfchen Wrpetz, welches unfern von unserem Piquet im Thale liegt, sind schon 16 Personen daran gestorben une viele andere krank und ohne Hoffnung. Bei uns hat sie jedoch die Linie noch nicht überschritten, und es sollte mich sehr freuen, wenn es unserer Wachsamkeit gelänge, das jenseits gelegene Land von dieser fürchterlichen Seuche zu bewahren. Wie gerne ertrügen wir in diesem Falle alle Fatiquen und Entbehrungen des Kordondienstes! Wirklich scheint es, als ob unsere Bemühungen nicht fruchtlos wären, denn während die Krankheit im ganzen Neutraer Komitate herrscht und in den uns nächst gelegenen Ortschaften grassirt, ist noch Niemand von unserer Mannschaft erkrankt, auch erfreut sich das Gebirgsdorf Kouzelau und die hiernächst gelegenen Dörfer Velka Wrbka und Malikrbka des besten Gesundheitszustandes. Desto bedenklicher sind die Gerüchte, welche hier über die Verbreitung der Cholera im Znaimer Kreise im Umlaufe sind, daselbst ist dem Vernehmen nach Frischau cernirt worden, weil sich Symptome der Cholera in einer ganzen Familie gezeigt haben sollen. Ein Handwerksbursche soll nämlich sich durch den Kordon durchgeschlichen und die Krankheit dahin verschleppt haben. Derselben Angabe nach, sollen seine Eltern und Geschwister in Folge der Ansteckung gestorben sein. Gestern erhielten wir von Hradisch hier die Nachricht, daß der Kreisarzt allda, von Hrosinkow, als krank zurück gebracht worden und an der Cholera verstorben sei. In Landshut, wo Uhlanen und Infanterie zum Sanitäts-Kordonsdienste liegen, ist die Cholera bereits ausgebrochen und 6 Gemeine gestorben. Das Städt-

chen ist daher zernirt worden. Von den zwei Kompagnieen Infanterie sind schon beinahe 100 Mann, darunter die zwei Hauptleute, ein Oberlieutenant und ein Fähnrich erkrankt — doch ist es noch nicht ermittelt, ob sie wirklich an der orientalischen Brechruhr darnieder liegen. Unsere Kompagnie hat kaum zwanzig Kranke im Spital, was bei dem beschwerlichen Dienste nicht zu viel ist, aber die Erkrankung von 100 Mann und zwei Kompagnieen (240 Mann) scheint jedenfalls den Ausbruch oder die Herannäherang der Cholera anzudeuten, wenn auch die meisten der Kranken am Nervenfieber liegen. Man hat überhaupt an den meisten von der Cholera ergriffenen Ortschaften des Neutraer Komitats die Bemerkung gemacht, daß das Nervenfieber immer den baldigen Ausbruch der Krankheit herbeigeführt habe. Auch in Polen will man an verschiedenen Orten dieselbe Bemerkung gemacht haben. Wenn sich dieß auch hier ereignen sollte, so wird bald die Furcht vor dieser Krankheit herabgestimmt werden, da man sich dann leichter gegen die schädlichen Veränderungen der Atmosphäre würde schützen können, als vor der Ansteckung durch ein Kontagium wie bei der Pest. Sorgfältige Diät und vorsichtige Bekleidung wäre dann ein nicht verwerfliches Schutzmittel.

(Hierbei eine Uebersicht der Verbreitung der Cholera in Gallizien und Ungarn von Ausbruch der Krankheit bis Mitte October 1832.)

Seither sind noch viele andere Komitate und Ortschaften von der Cholera heimgesucht worden, so daß bis zum 5. October in 2909 Ortschaften in Allem erkrankten 318,128
wovon gestorben 142,676
genesen 133,691
verblieben 41,761.

Man kann jedoch nun mit vielem Grunde hoffen, daß die Krankheit binnen kurzer Zeit gänzich aus Ungarn ver-

Lemberger	Bis 30sten Juli	46	2234	926	1068	
	Gegen Ende Aug.	47	2801	1266	1285	80818
Zloczower	V. Ausbr. b. 4ten Juni	11	1749	440	710	
	Bis 30sten Juli	68	11131	6455	4342	
	Gegen Ende Aug.	70	11967	7032	4647	117611
Samborer	Bis 4ten Juni	—	—	—	—	
	Bis 30sten Juli	48	4495	1967	1834	
	Gegen Ende Aug.	59	6027	2621	2509	145918
Brzezaner	V. Ausbr. b. 4ten Juni	5	479	280	92	
	Bis 30sten Juli	98	8151	4554	2857	
	Gegen Ende Aug.	120	10232	5863	3538	102446
Stryer	V. Ausbr. b. 4ten Juni	1	35	15	16	
	Bis 30sten Juli	152	9082	3767	3458	
	Gegen Ende Aug.	167	11012	5073	4157	103727
Stanislauer	V. Ausbr. b. 4ten Juni	10	470	165	214	
	Bis 30sten Juli	75	7588	4240	2613	
	Gegen Ende Aug.	96	13578	8357	4470	111162
Kolomeaer	V. Ausbr. b. 4ten Juni	17	1476	749	530	
	Bis 30sten Juli	37	3853	1961	1762	
	Gegen Ende Aug.	39	4764	2503	1990	94950
Tarnopoler	V. Ausbr. b. 4ten Juni	41	3475	1332	1624	
	Bis 30sten Juli	20	6855	3684	3090	
	Gegen Ende Aug.	13	7964	3893	3208	105557
Czortkower	V. Ausbr. b. 4ten Juni	156	8815	4601	2763	
	Bis 30sten Juli	24	14086	9356	4670	
	Gegen Ende Aug.	30	14314	9493	4762	95443
Bukowiner	V. Ausbr. b. 4ten Juni	9	598	334	224	
	Bis 30sten Juli	11	1078	567	469	
	Gegen Ende Aug.	23	1238	618	539	145918
Stadt Lemberg	V. Ausbr. b. 15ten Juni	1	1504	198	726	
	Bis 18ten Juli	—	4894	2226	2571	
	Bis 11ten Sept.	—	5011	2619	2384	
In ganz Gallizien	Vom Ausbruch der Krankheit im November 1830 bis Ende August 1831.	906	103,124	55,123	40,032	

Die Bevölkerung ist in der vorliegenden Tabelle genau nach
nen Conscription angegebeu.

Austria. Bd. I.

dem letzten Rechnungsschlusse vom 11ten dieses Monats sind in Allem in

2880 Ortschaften
320,145 Personen erkrankt,
141,741 „ genesen,
143,304 „ gestorben,
35,000 „ verblieben.

Zu den letztbefreiten 189 Ortschaften sind noch 414 hinzugekommen, und die Krankheit hat nun überhaupt in 83 Kommunen gänzlich aufgehört. In Debrezin selbst hat sie am 3ten Sept. ihr Ende erreicht nachdem, trotz eines dreifach gezogenen Kordons, die Cholera dort ausgebrochen war (in der Nacht vom 24sten auf den 25sten Juli) und von 5898 Erkrankten 2090 dem Tode überliefert hatte. Eben so ist sie in Szegedin nach einer 39tägigen Dauer verschwunden. In Allem waren daselbst 1312 Individuen erkrankt, wovon 826 genasen und 486 starben.

Somit hat man immer größere Hoffnung, daß die Krankheit nicht nur Ungarn verlassen, sondern auch bald überhaupt erlöschen, oder doch, falls sie einheimisch werden sollte, einen milderen Karakter annehmen wird.

Die Cholera in Oesterreich.

Der Eintritt der Krankheit in das Erzherzogthum Oesterreich fällt in die Mitte August, wo zu Rohrau, Gerhaus und Bachfurt sich Krankheitsfälle mit Cholerasimptomen ereigneten, bald aber wieder verschwanden, nachdem sie nur wenige Opfer genommen hatten. Die Ruhr hatte im vorigen Jahre weit stärker gewüthet und in Rohrau allein 60 Personen dahingerafft. Zu derselben Zeit ereigneten sich in Wien und dessen Umgebungen mehrere bedenkliche Fälle, die man aber zur Beruhigung der Gemüther für sporadische Cholera,

Schlagfluß und Sonnenstich ausgab. Wer schon damals die Entstehung der Krankheit beobachtete, die hier wie fast überall durch Nervenfieber verbreitet wurde, mußte bald die Ueberzeugung gewinnen, daß sie durchaus nicht durch Verschleppung verbreitet werde. Die ersten Cholerafälle waren ganz einzeln, und bei keinem der Erkrankten konnte nachgewiesen werden, daß er mit verdächtigen Gegenden oder Personen aus denselben in Verbindung gestanden habe. Die ersten Opfer waren meistens Personen, welche unausgesetzt den Einflüssen der Witterung preisgegeben waren, und die Krankheit war bei ihnen meist von kurzer Dauer und schnell tödtend. So starben in Heiligenstadt einige Personen, freilich in Folge begangener Diätfehler, die aber zu keiner andern Zeit eine tödtliche Krankheit herbeigeführt hätten. Auffallender war ein Krankheitsfall in dem Dorfe Ottakring, eine Viertelstunde außer Wien, wo ein Weinhauer in seinem Weingarten arbeitend, plötzlich von Uebelkeit und Krämpfen befallen wurde, welche binnen 24 Stunden den Tod nach sich zogen. Man konnte keinen Diätfehler als Ursache auffinden, da der Erkrankte nichts als kaltes Wasser und Brod genossen hatte. Es starb in dem Hause niemand mehr; doch nach einigen Tagen ereignete sich ein neuer verdächtiger Fall. Der Erkrankte, schon seit Jahren an einem Lungendefekt leidend, starb plötzlich unter choleraähnlichen Simptomen. Plötzlich brach sie aber in der Nacht vom 14ten in der Stadt aus; und 139 Personen erkrankten auf Einmal, fast in einer Stunde. Die Luft in dieser Nacht war schwühl, obgleich am Tage kalt und feucht. Die meisten an diesem Tage Erkrankten waren schon am andern Morgen todt; obgleich bei vielen schon alle Arzneimittel zur schnellen Hülfe bereit lagen und Alles angewendet wurde, um den Kranken zu retten. Die Kunst der Aerzte bewährte sich erst nach einigen Tagen. Die Krankheit schein an diesem Tage ihren

Kulminationspunkt erreicht zu haben, denn in der Folge nahm die Zahl der Kranken immer etwas ab. Den Streit über Kontagiosität lasse ich unentschieden und bemerke blos, daß in Wien vielleicht nicht ein Mensch lebt, der die Krankheit für ansteckend hielt. In Wels, nächst Linz, hat sich die Cholera ebenfalls schon gezeigt, und es sind daran bereits 15 Personen erkrankt. Fast alle Ortschaften an der Linzer Straße sind hingegen noch frei von der Cholera.

Die Cholera in Mähren.

Obgleich diese Provinz, wie Oesterreich, durch einen vortrefflichen Kordon von Ungarn und Polen abgeschlossen war, brach die Cholera doch plötzlich in Brünn aus, ehe noch jemand in den am Kordon gelegenen Ortschaften erkrankt war. Den Gang der Krankheit entnehme man aus nachstehender Tabelle.

Die Cholera in Mähren.

Namen der Ortschaften und Kreise.	Zahl der Erkrankten.	Zahl der Verstorbenen.	Genesen.	Verblieben.	Bevölkerung.	Zeitraum.
Stadt Brünn	28	21	1	6	36000	Ausbr. d. 2ten Okt. 1831.
Landshuth, Herrschaft Lundenburg.	211	139	—	72	2044	Bis 6ten Oktober.
Göding	17	7	—	10	2958	= = =
Banow	166	75	—	91	1027	= = =
Schumitz	23	6	—	17	1079	= = =
Ung. Brod	7	4	—	3	1538	= = =
Bokowitz	105	46	—	59	2173	= = =
Zoborowitz	93	55	—	38	773	= = =
Strany	9	8	—	1	1377	= = =

Man sieht hieraus, daß die hier herrschende Krankheit eine höchst bösartige Natur beurkundete, obgleich die Ursache der großen Sterblichkeit in Ungarn, Unkultur und Mangel an Aerzten, hier wegfällt. Im Jahre 1832 brach die Cholera hier neuerdings aus und dauerte fort in vielen Kreisen.

Geist der Regierungen unserer Zeit *).

Leopold. II.

Man macht Leopold nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß er bei Aufhebung der meisten josephinischen Einrichtungen, nicht die Bedürfnisse des Landes, und die vermeintliche Unbrauchbarkeit der Neuerungen im Auge behalten, als vielmehr durch eine kleinliche Erbitterung gegen seinen verewigten Bruder — der während seiner Regierung öfters darauf bedacht war, ihm die Nachfolge zu entziehen, und es schlecht verhehlte, daß er denselben nicht zur Regierung befähigt erachte — geleitet wurde. Diese Verstimmung gegen das Andenken des vom Volk verehrten Joseph erfüllte gleich bei seinem Regierungsantritt die Gemüther mit bangen Besorgnissen, die, insofern sie von den Freunden eines raschen Fortschreitens und einer plötzlichen Aufklärung des durch so viele Jahrhunderte im Gängelbande der verschiedensten Vorurtheile und finsterer Priesterherrschaft geführten Volkes ausgingen, auch gerechtfertigt wurden in den nachfolgenden Reformen des neuen, den alten Grundsätzen von Vorfahren gewogenen Regenten. Leopolds Feinde bezeichnen daher — und nach ihrer Ueberzeugung nicht unwahr — seine kurze Regierungszeit als einen mächtigen Schritt rückwärts, und die enthusiastischen Eiferer unter ihnen sahen

*) Aus einem noch ungedruckten Werkchen: Hans Normanns hinterlassene Schriften. Fest'sche Buchhandlung.

wieder die schwarze Nacht der Geistesverfinsterung sich über Oesterreichs Völker lagern, die Josephs kühne, wenn auch nicht zeitgemäßen und klugen Unternehmungen, gelichtet hatten. Die Obskurantenparthei betrachtete hingegen Leopolds Regierung als einen Sieg über den verderblichen Geist der Neuerungen und die heillosen Grundsätze der Freidenker, welche unter Joseph zu grassiren angefangen. Die ungarischen Edelleute — nicht das Volk, denn dieß hat keine Stimme — in deren Interesse es liegt, immer drei Jahrhunderte hinter den gebildeten Nationen zurückzubleiben, stimmten ein in den Jubel. Dem freimüthigen und unpartheiischen Beobachter wurde es schwer, das neue, oder vielmehr wieder aufgewärmte, Sistem alter Zeiten zu billigen und die Zurückführung von einem Standpunkte erhöhter Meinungs- und Volksselbstständigkeit unter die alten verhaßten Einflüsse zu rechtfertigen. Die Regierungsmaximen Philipps II. und Ferdinands II. florirten wieder auf dem Throne Oesterreichs; die unter Joseph niedergedrückte Priestergewalt gewann wieder ihre freie Bewegung, der Adel blieb wieder ungestört in seinen veralteten rechtswidrigen Rechten. Die wegen häufigen Unfugs abgeschafften Wallfahrten, die feierlichen Processionen, das Abendgebet auf öffentlichen Straßen vor Heiligenbildern, wurden wieder geduldet und hafteten so die Grundpfeiler des umgestürzten Mönchsthums und der finsteren Pfaffenherrschaft. Einer eben so großen retrograden Bewegung, obwohl nicht mit dem auffallenden Anscheine, waren jene staatsrechtlichen Constitutionen unterworfen, welche Joseph, der kosmopolitischste unter den Fürsten vieler Zeiten, für die dereinstige Emanzipation des Volks und Aufrechthaltung der natürlichen Rechte unternommen hatte. Zwar begünstigte Leopold scheinbar und einseitig das Sistem der Volksrepräsentation, indem er überall Landtage und Ständeversammlungen anordnete, allein diese dienten fast einzig dazu, die unum-

schränkteste Staatsgewalt des Monarchen zu unterstützen und deren Einfluß auf alle Geschäfte der Verwaltung, auf Steuerwesen, Bürgerlehn und Landwirthschaft, desto eingreifender geltend zu machen. Noch einseitiger, widerrechtlicher, erschienen diese Anstalten durch Ausschließung des Bürger- und Bauernstandes von dem Rechte zur gemeinschaftlichen Versammlung und Berathung für ihr eigenes und das Wohl des Staates. Darum hatten nur die Adeligen und Priester durch Wiederausdehnung und Herstellung ihres altherkömmlichen Wirkungskreises und durch Näherstellung an den Thron des Regenten, welche sie zu Mittelspersonen zwischen Volk und Fürsten machte, Ursache, mit den Neuerungen Leopolds vollkommen zufrieden zu sein. Gewann auch der Staat hierdurch an innerer Stabilität, Ruhe und Festigkeit, so kann man doch diese Maaßregel nicht anders als unverträglich mit den allgemeinen Rechten der Menschheit und insbesondere der großen Masse des Volks gerecht bezeichnen, da die Interessen der niederen Stände nicht selten mit jenen der höheren im offenbaren Widerspruch stehen.

Mißbilligung und Widerspruch fanden Leopolds Ansichten hierin in allen Provinzen des Kaiserreichs, doch nirgends offene Auflehnung und Widerstand. Die einzigen Regungen des Volksthums ergaben sich aber nicht zum Ruhm der übrigen unthätigen Länder in Ungarn, wo freilich eine Umbildung und Verbesserung der innern Verhältnisse am dringendsten nöthig war; die sogenannte Palingenesie, das erste Werk der wieder begonnenen Reichstage, welche aus neuen, die Interessen aller Mitglieder der Volksgesellschaft umfassend berücksichtigten Deputation zusammengesetzt worden waren. Unter den Wortführern standen Urmenyi, die Jesuiten Mako und Szerdahalyi, im Erziehwesen die Grundsätze ihres aufgehobenen Ordens vertheidigend, den aufgeklärten Verfechtern li-

beraler und menschenfreundlichen Ideen, den Protestanten Bronay, Podmanitzky und Bay ging über, und errangen, zur Schmach der Nation unserer Zeit, einen vollständigen Sieg über der schon allenthalben erwachten, unter Kaiser Joseph so sorgfältig gepflegten Geist der Humanität!

Heftigere und allgemeinere Mißgunst, ja zum Theil Erbitterung seiner Unterthanen und Zeitgenossen, und den Tadel der Nachwelt erwarb sich Leopold durch Begründung der mit Recht so allgemein verhaßten politischen Inquisition, durch Ausdehnung des Wirkungskreises und der vielfältigen Ermächtigungen der Polizei. Joseph hatte dieselbe erst auf ihre vernünftige und nothwendig ohne Beimischung fremder Zwecke feststehende und wünschenswerthe Tendenz zurückgeführt, und ihr Wachsamkeit über Sicherstellung des Eigenthums, und der individuellen Freiheit des Einzelnen, zum einzigen Geschäft übertragen. Leopold hingegen machte aus ihr einen peinlichen Gerichtshof des Wortes und Gedankens. Inwiefern dadurch die Liebe des Volks zu seinem Regenten, die Anhänglichkeit und auf unbedingtes Vertrauen begründete Treue der einzelnen Stände, befestiget oder erschüttert worden ist, ob Arglist und lichtscheues Geheimniß der Bosheit dadurch unterdrückt oder befördert worden sei, ob das lieblose Mißtrauen des Regenten in die Treue des Volks, nicht im Volke Mißtrauen in die Kräfte und den guten Willen des Regenten, hervorgerufen haben — überlassen wir der Nachwelt zur Beurtheilung und Rüge. Die Liebe und das Zutrauen der Unterthanen, ihr Glück und ihr Wohlstand (ist mit der bestehenden Ordnung ihr eigner Vortheil verbunden,) bildet die wachsamste Polizei für die Ruhe und Festigkeit des Throns; wo diese Wachhalter einer gerechten Regierung fehlen, spinnt sich der Verrath unter den Argus-Augen der Polizei unaufhaltsam fort; wo diese sind, ist sie überflüssig.

Franz I.

Europa befand sich in einer äußerst kritischen Lage, am Vorabend einer politischen Regeneration, welche mit einem gewaltsamen Umsturz der bisherigen Ordnung beginnen sollte, als Franz I. den Kaiserthron bestieg. Das blutige Schauspiel in Westen war durch eine Geistes-Revolution entstanden, welche sich über den ganzen Weltkreis erstreckte, und deren Grundprinzipe auch in Oesterreich Anklang fanden, und nach der Meinung der Aengstlichen unter den Freunden der Ruhe, Verwandtschaft zeigten mit den menschenfreundlichen Ideen, welche dem Josephinischen Sisteme zum Grunde lag. Oesterreichs Aufgabe war es nun, mit den wilden Kräften in Kampf zu treten, die alle nothwendigen Bande der Gesellschaft, gesetzliche Ordnung, Ruhe und Völkerglück gefährdend, die Nation in einer endlosen Verwirrung ihrem politischen Tode entgegenzuführen drohten. Es war daher keine Zeit von den durch Jahrhunderte bewährten Maximen abzugehen, und bei der gemeinschaftlichen Richtung nach Außen, auf die innere Lage Rücksicht zu nehmen. Besser konnte man seine Zeit nicht begreifen und ihr gemäß handeln, als Franz I., indem er bei dem Beginn seiner Regierung den Faden aufgriff, der von Leopold angesponnen worden war. Bessere Mittel konnte er in seiner Lage nicht wählen, um seine Haupt-Tendenz, die Erhaltung der Ruhe und Eintracht im Innern des Staaten-Bundes zu verfolgen, als indem er die Richtung im Auge behielt, die Leopold sich vorsetzte, um denselben Zweck zu erreichen. Wo jedoch ohne Entfernung von diesem Ziele eine zweckmäßige Reform nöthig war, versäumte er keine Gelegenheit dazu, besonders wo es galt, das ziemlich locker gewordene Band der Volksliebe neuerdings wieder zu befestigen. So verbot er in den ersten Tagen seiner Regierung die unter Leopold so häufig gewordenen geheimen Denunziationen, wodurch

oft schuldlose Personen verdächtigt und elend geworden waren. Das durch die finstere Strenge Leopolds eingeschüchterte Volk nahm diesen ersten Beweis väterlicher Huld und hingebenden Vertrauens mit lauter Freude auf, und vergalt ihm mit warmer Liebe und unerschütterlicher Anhänglichkeit. Daß diese Maßregel nicht den erwünschten, vom Volke gehofften Erfolg hatte, war nicht Schuld des Schöpfers derselben, als vielmehr der unglücklichen Zeitverhältnisse, welche in ganz Deutschland die Angebereien hervorriefen und unterstützten, und jener unwürdigen Vollstrecker des kaiserlichen Willens, welche die Strebpunkte eines falschen Ehrgeizes oder niedrigen Vortheils, von der gemeinsten Art, mehr Anziehendes hatten, als das Bewußtseyn teutsch rechtlicher, offener Handlung. Die Denunziationen dauerten fort und dauern noch fort, ein Krebsschaden im Herzen der österreichischen Monarchie, der sich über alle Theile des Staaten-Kolosses erstreckt.

Hochmüthig erklärte Frankreich den 20sten April 1792 den Krieg. Eine Zeit des Sturms ging an Franz vorüber — sieben Kriege rüttelten mit Macht an den Grundfesten der monarchischen und physischen Existenz Oesterreichs — das teutsche Kaiserthum stürzte und begrub unter seinen Trümmern die alte Zeit und Ordnung. Noch steht jene Periode mit ihren Begegnissen wach vor unserm Gedächtniß, noch sind uns die Folgen derselben fühlbar, ihre Gebrechen lebendig und die Wunden nicht vernarbt. Wir alle haben mit gekämpft und mit gelitten, unsere eigene Wirksamkeit hat die Momente der Geschichte jener Zeit gebildet, — ich berühre die Ereignisse nicht weiter. Franz, der erste Kaiser von Oesterreich, trug das Unglück, das der Umschwung der Zeit auf seine Schultern geladen, mit männlicher Kraft, und verfolgte mit eiserner Konsequenz sein fernes, schwer zu erringendes Ziel. Die Ergebnisse jenes fürchterlichen Kampfes, die blutigen Greuel-

szenen in Frankreich, und das Unglück, welches dadurch über Europa kam, war nicht geeignet, den besonnenen, friedliebenden, väterlichen Regenten der österreichischen Völker, für die schwärmerischen Ideen zu enthusiasmiren, welche sich in diesem Zeitabschnitte entwickelten. Er war nicht herzlos genug zu der Größe, seine Zeit aufzuopfern und zwei Generationen seiner Völker für die chimärische Hoffnung einer Frucht der Glückseligkeit später Jahrhunderte, welche nach der Lehre Robespiers nur auf blutgedüngtem Boden gedeihen kann. Die gänzliche Fruchtlosigkeit der französischen Staatsumwälzung, die Wiedereinsetzung der alten Dinastie und die allmählige Wiedergeburt eines längst todtgeglaubten altherkömmlichen Sistems, mußte ihn für jene Grundsätze stimmen, welche sich in den vorhergegangenen Zeitläufen der österreichischen Geschichte besser bewährt hatten, und trotzdem, daß sie mit den Satzungen des reinen Naturrechts wenig übereinstimmen, mit weit geringerer Gewaltthat und minderer Aufopferung von Menschenblut und Menschenglück aufrecht erhalten, und zur Begründung eines leiblichen Wohlbefindens des Staates und Volks verwendet werden konnten. Er ließ es daher willig geschehen, daß der Nachklang der Stimme des Volksgeistes unter Joseph laut, und unter ihm selbst den Staatskörpern, seiner eigenen Person, dem Ansehen der monarchischen Regierungsform und der Ruhe der Völker gefährlich geworden, allmählig verhallte in dem Sturme, der über seine Länder hinbrauste, daß der Rest der Josephinischen Neuerungen, welche mit seiner Ueberzeugung im Widerspruche standen, vollends spurlos bis auf das Andenken verschwand. In seiner Lage, bei solchen Erfahrungen, und nach den Bestimmungen seiner eigenen Ueberzeugung, hat er alles gethan, was ihm oblag, seine Regenten-Pflichten zu erfüllen und die angestammte Ehre seines Hauses rein zu erhalten. Ob der Weg und die Mittel zur

Erreichung seines Zwecks recht gewählt waren, ob ihm die vereinigte Erfüllung seiner Regenten- und Menschenpflichten, die schwierigste Aufgabe der Fürsten, gelungen sei, wagen wir nicht zu beurtheilen; die Nachwelt wird richten hierüber, und ist allein so sehr berechtigt dazu, als wir es nicht sind, in der Eigenschaft betheiligter und partheiischer Zeugen. Uns kommt nur zu, die Gestaltung der innern Verhältnisse unter seiner Regierung zu würdigen und nach Maaßgabe unserer Kenntnisse davon in der Beleuchtung unserer Ansichten und Meinungen darzustellen.

In Bezug auf die vereinigte Beherrschung so vieler Völkerschaften, bemerken wir unter der Regierung Franz I. ein auffallendes und größtentheils lobenswerthes Trachten, dieselben unter einerlei Gesetz und Form zu bringen. Schon Joseph versuchte dieses Wagstück, obwohl mit weniger Glück, als Franz; in anderen diesen Zwecken günstigeren Zeitverhältnissen, fand aber, namentlich bei den Ungarn, den heftigsten Widerstand.

Leopold II. besänftigte mit viel Mühe dieses empfindlichst beleidigte Volk. Hier war es daher auch, wo die neueste Regierung unüberwindliche Hindernisse vorfand, aufgestellt von den Satzungen der erbärmlichen Konstitution, aus einer Zeit der ausschweifendsten Verwilderung, Unkultur und Vorurtheile stammend, vertheidigt von einem Volke voll von fanatischem Nationalstolz und verstockter Festhaltung angeerbter, intoleranter Grundsätze. Die geringsten Angriffe auf das Nationalheiligthum, Konstitution, wurden jederzeit mit trotzender Erbitterung zurückgewiesen, offenbare Widersetzlichkeit, Aufstand und Abfall, wären die unvermeidlichen Folgen der Verletzung ihrer vermeintlichen Rechte, deren Aufrechthaltung, noch im gegenwärtigen Augenblicke, allen Fortschritten der Kultur hemmend in den Weg tritt. Unangetastet blieb also auch jetzt der große Fetisch, Kon-

stitution, und Ungarn, jetzt wie immer, zwei Jahrhunderte hinter seiner Zeit. Desto leichter ward Böhmen und Mähren, längst vorbereitet zur Anpassung an den großen, starken Bund, um seine Nationalität gebracht, aber auch gleichzeitig Kunst, Industrie und allgemeine Volksbildung dahin verpflanzt, durch und durch germanisirt, und den andern Provinzen der Monarchie gleichgestellt durch eine und dieselbe Verwaltung, durch ein gleiches Militärsystem, gleiche Abgaben und Rechte, bis auf einige wenige Abweichungen, die auf herkömmlichen Vorrechten des Adels, aus der Zeit der Leibeigenschaft beruhend, können diese Länder nun füglich auch homogen zu den übrigen Bestandtheilen der Monarchie betrachtet werden. Volksthümlichkeit und Sprache der Czechen ging dabei zu Grunde, aber die Zeit ging vorwärts auf ihren Resten. Auch die Polen fügten sich leicht unter die neue Herrschaft und ihre Verfügungen, denn sie gewährt ihnen Erläuterung der gesetzlichen Freiheit, eigenes Besitzthum, Civilisation und Wohlstand. Die Nationalität ist jedoch bei ihnen nicht untergegangen. Die neuesten Zeitereignisse, die Unterstützung der polnischen Insurrektion durch Geldmittel, Waffen, Mann und Roß aus Galizien her, geben Zeugniß hiervon. Oesterreich, Steiermark, Kärnthen sind von alter Zeit her und blieben die Schooßkinder des Kaiserreichs. Tirol, mit warmer Anhänglichkeit dem Kaiserhause ergeben, wurde für seine großen Aufopferungen, seine hingebende Treue und muthige Verfechtung der Erbrechte des Hauses Habsburg schlecht belohnt, indem man es, den übrigen Provinzen gleichstellend, vieler ihrer alten Rechte und Freiheiten beraubte.

Betrachten wir die große österreichische Völkergesellschaft nach ihren gemeinschaftlichen Ständen, so finden wir die Geistlichkeit und den Adel vor Allem begünstigt. Kaiser Joseph hatte hunderte von Klöstern säcularisirt und aus ihren einge-

zogenen Gütern den wohlthätigen, für humane Zwecke bestimmten Religionsfond begründet, die Macht des blinden Glaubens gebrochen und den Uebermuth der herrschsüchtigen Mönche gedemüthiget. Dagegen wurden nun viele Klöster wieder errichtet, Jesuiten aufgenommen, und eine Gesellschaft ex societate Jesu, die Liguorianer in Wien, errichtet, und ihre Umtriebe neben dem Mirakel-Wesen des Fürsten von Hohenlohe geduldet. Die Unterrichtsanstalten geriethen wieder unter die Hände der Mönche, und bald fühlte man wieder in allen Theilen der Monarchie den Einfluß und die Folgen dieser systematischen Volksbildung. In dem Grade, als der Katholicismus seine alte ausschweifende Macht wieder bekam, nahm die Unduldsamkeit und Unterdrückung gegen die Protestanten überhand. Zwar ist ihnen noch jetzt der öffentliche Gottesdienst erlaubt, und sogar eine protestantische Lehranstalt in Wien begründet worden, allein sie dürfen ihre Prediger nicht ohne Bestätigung der Regierung wählen, und die protestantische Lehranstalt ist nach jesuitischen Grundsätzen organisirt.

Obwohl schon unter Kaiser Josephs Zeiten das Ansehen des Adels einen starken Stoß erlitten hatte durch die aufkeimenden Ideen der allgemeinen Aufklärung, war doch immer seine Stellung in Oesterreich dieselbe geblieben. Die Ursache davon lag theils in der Beschützung der Regenten, welche durch die Treue desselben verpflichtet wurden zur kräftigen Aufrechthaltung seiner Rechte, theils in den unantastbaren Verfassungen einzelner Provinzen. So sind in Ungarn die großen Vorrechte der Edelleute so innig mit der Nationalverfassung verbunden, daß sie nicht geschmälert werden können, ohne Verletzung desselben. Das österreichische Regentenhaus hingegen war durch die Hülfe der Magnaten, welche die Kräfte des Volks in ihren Händen haben, so oft aus kritischen, gefahrvollen Lagen, wo es sich nicht allein um die Existenz des Staa-

tes, sondern sogar um die persönliche Sicherheit seiner Mitglieder handelte, befreit wurden; daß es eben so durch die Pflichten der Dankbarkeit, als durch das eigene Interesse gedrängt wurde, denselben seine alte Stellung zu sichern. Mehr oder minder walten ähnliche Verhältnisse in den übrigen Provinzen Oesterreichs ob. Darum hat der Adel noch ungeschwächt seine alte barbarische Macht über das Volk, und einzig und allein das Recht des Besitzes, darum ist das ungarische Volk in Sklaverei erdrückt, und sogar das Leben jedes Nichtadeligen der Aufwallung eines Edelmanns preisgegeben*). In den übrigen Provinzen genießt der Adel zwar nicht jene ins Unsinnige ausgedehnte Gewalt, doch hat er hier auch noch Vorrechte, die bereits in allen gebildeten Ländern Europa's abgeschafft worden sind.

(Fortsetzung im nächsten Band.)

---

*) In Ungarn zahlt der Edelmann für die Ermordung eines Menschen 30 Gulden Strafe, nur wenn der Erschlagene ein Edelmann ist, verfällt der Edelmann dem Gerichte.

Biographieen berühmter Oesterreicher*)
vom Zeitraume der Römerherrschaft bis auf uns.

1. Sankt Severin.

Die vielen Mahnungen an diesen Mann Gottes, welche uns in Oesterreich aufstoßen, die unvergänglichen Denkmale seines heiligen, segenverbreitenden Wirkens müssen unser Interesse gewaltig anregen und seinen Namen unvergeßlich in dem Gedächtniß der dankbaren Nachkommen erhalten. Als König Attila, die Geißel Gottes, von dem Weltschauplatze abgetreten war, und blutige Verwirrung seine aufgelösten Völker ergriff, da kam Sankt Severin, ein Retter in der allgemeinen Noth, ein mächtiger Beschützer der bedrängten, in harter Knechtschaft blutenden Nationen, ein Abgesandter des Himmels, und verkündete in frommer Wirksamkeit das Wort des Herrn und die Göttlichkeit der christlichen Religion. Aus seiner Abkunft machte er ein Geheimniß, aber Tracht, Sprache und sein ganzes Aeußere ließen den vornehmen Römer errathen. In Afrika hatte er lange gelebt, um dort das Mönchswesen zu erkunden, welches er später in Oesterreich einführte. Er erschien um das Jahr 454.

*) Sie werden eine stehende Rubrik in der Austria bilden. Wir bitten unsere Mitarbeiter, uns hierin thätig zu unterstützen, und die Wirksamkeit großer Oesterreicher (wie bisher selten geschah) freimüthig zu würdigen. D. R.

Der vor seiner Ankunft in Oesterreich herrschende Glaube glich in allen seinen Theilen der alten teutschen (nordischen) Mithologie, aus welcher er entstanden zu sein scheint, und alle Gräuel seines barbarischen Aberglaubens, als Menschenopfer, Wahrsagen aus dem rauchenden Blute der Gefangenen, das gierige Trinken aus ihren noch haarigen Schädeln, wurden im Norikum häufig ausgeübt, und gewannen immer mehr an Gräßlichkeit während der blutigen Kriege, welche die Römer über den Kontinent ausbreiteten. Unter dem Joche der Römer hörte diese Barbarei zwar zum Theil auf, allein ausgerottet und verdrängt konnten die tief gewurzelten Irrthümer nur durch eine auf göttliche Wahrheit gegründete Lehre werden. Severin kam und bald erscholl der Ruhm seiner Weisheit und Heiligkeit bis an die äußersten Grenzen Germaniens. Zuerst predigte er in dem nahe an den Grenzen Oberpannoniens und des Ufernorikums gelegenen Städtchen Asturis, dann zu Comagene, endlich in den gesunkenen Ueberresten Vindobona's zu Fabiana, Favia, welches er von der Hungersnoth gerettet haben soll, da die Eisdecke, welche die rhätischen Kornschiffe am Innstrome einschloß, auf sein wirksames Gebet zerbrach und die Schiffe frei machte. Hier erbaute er auch sein erstes und größtes Kloster außerhalb den Stadtmauern. Davon verschieden, nimmt Freiherr von Hormayr noch ein zweites an, unweit der Stadt gebaut. Das erstere gilt insgemein für St. Johann am Alsbach, das andere für Heiligenstadt, das diesen Namen von den vielen Heiligen, St. Severin's Schülern, erhielt, die aus demselben hervorgingen, als Eugippus, St. Severins Biograph; Lucillus und Marcian, nacheinander dieser geistlichen Gemeinde Vorsteher; Paulin, Bischof Tiburnias, der Metropole des Mittelnorikums; Antonius Lirinensis, ein edler Pannonier aus Valeria, von dem ausgebreite-

ten Sekundinischen Hause; Leonium aus Sabaria; Moderatus; Maximus; Maximinianus; Silvinus; Bonosus ꝛc. — Noch im Mittelalter hieß Heiligenstadt urkundlich Urbicula, und Sanctus Locus, als welcher es als eine der ältesten Pflanzschulen des Christenthums, in diesen Gegenden so geehrt wurde, daß bei Entstehung des neuen Hofbisthums zu Wien, das alte Lorcher oder Passauer Consistorium sich nach Heiligenstadt begab und dort ordinirte, wo die uralte Michaelskirche und Jakobskapelle dem Alterthumsforscher ein reiches Feld darbieten.

Unweit davon befand sich ein kleines Bethaus Severins in einer weinreichen Gegend, offenbar in der Gegend Siverings (Severings), dessen Name wahrscheinlich diesem Umstande seine Entstehung zu danken hat. Doch da der Andrang der Gläubigen und Bekehrten ihn selbst hier seiner Einsamkeit beraubte, so floh er in eine ganz verborgene Klause zu Burgum, um daselbst ungestört seinen heiligen Betrachtungen obliegen zu können, und Muth und Kraft für sein mühevolles Tagewerk zu sammeln.

Rastlos und unverdrossen verrichtete er das Amt seiner Sendung, kämpfend mit tausend Gefahren, die auf ihn und seine Schützlinge auf allen Seiten hereinbrachen. Mehrere Städte und römische Niederlassungen rettete er durch seine Fürbitte und durch die Gewalt, die er über alle, die in seine Nähe kamen, ausübte. Die Suevalemanen drangen immer weiter die Donau hinauf, und zerstörten nach einander die Römersitze. Gibuld, der Alemanenkönig, zog heran gegen Passau, und nur der Anblick und die Fürsprache des heiligen Mannes rettete die Stadt vor dem Untergange. Gibuld aber war von der Rede des St. Severins so ergriffen worden, daß er alle im alemanischen Lande gefangenen Römer losgab. Einst kam ein streitlustiger Haufe Heruler zu Severin und

bat ihn um seinen Segen, denn sie zogen aus gegen Italien auf gefahrvolle Abenteuer. Odoaker war unter ihnen und erhielt die Weissagungen seines nachherigen Glückes (er ward König von Italien) in den Worten: „Zieh hin in deinen armseligen Thierfellen; Italien tauscht dir sie für köstlichen Schmuck, und Vielen magst dann du große Gaben spenden." Den größten Ruhm von seiner Vorhersehung erhielt Severin bei den im Kriege unerfahrenen Völkern durch sein mühevolles Kundschaften, welches ihn in den Stand setzte, oft lange vor der Ankunft des Feindes warnen zu können. Viele Städte mußten es blutig büßen, die Mahnung Severins nicht beachtet zu haben, viele hingegen bewahrten sich durch Vorsicht und Wachsamkeit vor dem drohenden Unglück.

Nachdem Severin beinahe durch drei Jahrzehende segenvoll für unser Land gewirkt und unzählige Wunderwerke, deren Glaubwürdigkeit nicht immer verbürgt werden kann, verrichtet hatte, starb er, wie er es zwei Jahre vorhergesagt haben soll, am 8ten Jänner 482. An seinem Sterbelager hörten König Feletheus, seine Gemahlin Gisa und Friedrich, Fabian's Herr, die letzten Warnungen und Weissagungen seines scheidenden Geistes. Seine Leiche wurde von Odoaker ausdrücklich begehrt, und aus Severins Kloster zu Wien (Fabiana) zuerst nach Montefeltre gebracht; aber bald mußte man sie tiefer ins Land, und später auf das Vorgebirge Misene in die Villa des Marius und Lucull bringen. Im zehnten Jahrhunderte endlich, als die Küsten der Campania Felix von den Sarazenen beunruhigt worden, ließ der neapolitanische Herzog Sergius Lucullanum schleifen, damit es den Barbaren nicht zur Freistätte diene. Bei dieser Gelegenheit erhielt der Abt des Klosters San Severino zu Neapel die Erlaubniß, die Ueberreste des Heiligen nach Neapel zu bringen, wo sie seitdem aufbewahrt werden. Diese Kirche

(San Severino) befindet sich noch heut zu Tage in sehr gutem Zustande auf der südlichen Seite des gleichnamigen aufgehobenen Klosters. Im Jahre 1807 kam die Leiche in die Kirche der Gemeinde fratta maggiore zugleich mit dem aus diesem Dorfe gebürtigen heiligen Sossius, soll aber 1824 wieder nach Neapel zurückgebracht worden sein.

---

2. Leopold der Heilige*).

Leopold der Heilige war ein Sohn Leopolds, des fünften Markgrafen von Oesterreich, und der Tochter Kaiser Heinrichs des III., Itha. Schon in frühester Jugend offenbarte sich Leopolds frommes Gemüth, und sein Abscheu vor allen Ausschweifungen der Leidenschaft, die er mit ungewöhnlicher Selbstüberwindung zu unterdrücken und sich dadurch schon damals die Achtung seiner Umgebung zu verschaffen wußte. Als er nach seines Vaters Tode zur Regierung kam, war Oesterreich von allen Seiten bedrängt und nur einem Manne von gleichviel Muth als Geist, wie uns die Geschichte Leopolden schildert, konnte es gelingen, Ruhe und Frieden dem Lande wieder zu erkämpfen. König Stephan der II. von Ungarn, welcher häufig in's Land einfiel, und die Gräuel des Krieges über ganz Oesterreich verbreitete, war der erste, gegen welchen Leopold sich rüstete, und eine ihm angebotene Schlacht an der Leitha hatte wirklich eine totale Niederlage Stephan's zur Folge. In mehreren anderen Gefechten war Leopold gleich siegreich, und sein kriegerisches Glück befremdete seine Zeitgenossen so sehr, daß bald die Sage ging, er besitze einen Kriegs-

---

*) Compendium vitae miraculorum S. Leopold, Sexti Marchionis cognomento Pii etc. In Archiducali Neuburgens? Monasterio. Excudebat Leonhardus Nassingerus 4. 491.

gürtel, der ihm durch seine Zaubergewalt bei seinen Siegen behülflich sei.

Nachdem er auf diese Weise den Frieden wieder hergestellt hatte, vermählte er sich 1106 zu Melk mit Kaiser Heinrichs IV. Tochter, Agnese, welche in dem Rufe der Schönheit und jungfräulicher Sittsamkeit stand. Diese Verbindung war so gesegnet, daß Agnese ihm Kinder gebar, von welchem sieben in geringem Alter wieder starben. Unter den Namen der übrigen eilf sind einige in Oesterreichs Geschichte rühmlich bekannt geworden. Es waren:

Albert, der Erstgeborne, mit dem Beinamen der Andächtige, wurde von Leopold zum „Advokaten und Fürsprecher" der Klöster ernannt.

Heinrich, Ja-so-mir-gott, der achte Markgraf in Oesterreich, liegt im Schottenkloster begraben.

Leopold, der siebente Markgraf in Oesterreich, starb 1142, und liegt im heil. Kreuz begraben.

Ernest, welcher im achtzehnten Jahre starb.

Otto war Probst zu Klosterneuburg. Er widmete sich den Wissenschaften.

Konrad war Passauischer Bischof und liegt in Admont begraben.

Bertha, Heinrichs von Regensburg Gemahlin.

Agnese, Boleslavs von Polen Gemahlin.

Gertrud, Wladislavs von Böhmen Gemahlin.

Elisabeth, an Herrmann von Sachsen verheirathet.

Jutta.

Jene Kinder, welche früh gestorben sind, liegen alle in Klosterneuburg beigesetzt.

Leopold der Heilige lebte bis zum Jahre 1136, ohne ein Wunder gewirkt zu haben, allein nach seinem Tode ereigneten sich nach der Angabe seines Biographen, eines Stift-

geistlichen aus Klosterneuburg *), erstaunliche Dinge, worunter er die Wiederbelebung von Todten, Heilung von Kranken und viele andere Mirakel aufzählt, die theils durch Anrufen des Heiligen, theils durch Berührung des Leichnams in der Stiftskirche herbeigeführt worden sollen.

Von der Veranlassung zur Gründung des nahen Klosters zu Klosterneuburg geht folgende Sage, deren historische Gewißheit jedoch keineswegs verbürgt wird.

Oesterreich hatte, wie wir bereits erwähnten, an Ungarn einst einen unruhigen Nachbar, und oft überschritten die wilden Völker die Grenzmarken des friedlichen Ländchens, unvermuthet hineinfallend und tief in's Land hinein Verheerung verbreitend. Markgraf Leopold hörte die Klagen seiner beunruhigten Unterthanen, und beschloß ernste Maaßregeln zu ergreifen, der Raubsucht der Barbaren zu begegnen. Unweit Niwenburg, dem heutigen Städtchen Klosterneuburg, ersah er sich unter den Bergen des Kahlengebirges die höchste Spitze, und ließ daselbst ein Schloß bauen im Jahre 1101, in welchem er 1106, nach vollzogenem Beilager mit seiner herzgeliebten Braut Agnese, seinen Wohnort aufschlug, um den Frieden seines Landes von den Zinnen der stattlichen Burg zu bewachen.

Aber der fromme Markgraf befand sich hier nicht so wohl, als in seiner früheren Residenz zu Melk, und es verstrich hier manche Stunde ohne Freude und Lust. Ein Fehltritt hatte ihm seine Lebensfreude geraubt, und seine innige Reue trübte oft den heiteren Liebesblick Agnesens. Wohl wußte diese die Ursache seines Kummers, denn Leopold hatte ihren Vater, den unglücklichen Kaiser Heinrich IV. in den Tagen der Noth verlassen, und in unsägliches Elend gestürzt durch den Bruch

*) Späterhin auch von M. Petz bearbeitet.

seiner Treue. Der Sohn Heinrichs war wider seinen Vater aufgestanden, und hatte die Zügel der Herrschaft, welche ihm nur auf die Zeit der Abwesenheit des Vaters anvertraut worden waren, auf immer an sich gerissen. Keinem Freunde konnte der alte Heinrich mehr vertrauen, nur Leopold schien noch sein treuester Anhänger, allein auch dieser verließ ihn, verführt von den glänzenden Versprechungen des unnatürlichen Sohnes, gestützt auf den Bannfluch des Papstes über den unglücklichen Kaiser. Agnes war der Preis seines Verraths, Agnes, von deren Schönheit und Liebreiz, von den rhätischen Alpen bis an die Sümpfe der Niederlande, vom Jura bis an die Mark der heidnischen Wenden Florizels farbenglühendes Lobes- und Liebeswort wiederholt ward:

— — — — Was sie that,
Verschönt' stets was gethan ist. — Wenn sie sprach,
So wünschte jeder, daß sie's immer thäte,
Sang' sie, so wollt' man, daß sie's thät bei Tafel,
Im Saal; im Freien, gäb' Almosen so
Und betet so ja ihr Tagewerk ganz
Wollt' man sie sang' es, und tanzte sie,
So wünschte man sie eine Meereswelle,
Damit sie nie was anders thät' als dies. —
So eigen ganz in jedem Einzelnen,
Krönt jede Handlung, die sie eben that,
Gleich einer Königin ihr ganzes Sein.

Dasselbe Kleinod verhieß nun Heinrichs IV. Sohn Leopolden auf ewig zu eigen. Der tiefgekränkte Kaiser hatte umsonst seine Beredsamkeit aufgeboten, Leopolden wieder zu gewinnen; umsonst war der in Ehren ergraute Herrschergreis auf die Kniee vor Leopolden gefallen, ihn anflehend, er solle ihn nur jetzt nicht verlassen. Umsonst! Leopold zog heim, und der Unglückliche, Verlassene starb bald vor Gram. Drei Monden vor seinem Tode führte Leopold seinen Preis nach Haus.

Das Bewußtsein dieser Schuld verbitterte ihm alle Genüsse, und kein Trostspruch konnte seine Unruhe bekämpfen. Eines Tages stand er mit Agnesen am hohen Fenster seines Schlosses am Kahlenberge, und es gelang den süßen Liebkosungen seiner Gattin, die Hoffnung in seiner Seele zu beleben. Heiter, wie Agnesens unschuldsvolles Auge, war der Himmel, und die hellstrahlende Morgensonne beleuchtete zauberisch das blühende Land in der Tiefe*). Ein kühler Morgenwind säuselte aus dem duftenden Wald des Gebirges auf die glühenden Wangen der holdseligen Markgräfin, und spielte mit dem blonden Lockenhaar und dem zarten Schleier, der lose am Scheitel geheftet, unstät umherflatterte. Leopold aber hatte seinen Arm um den Nacken der holden Frau gewunden, und seine Lippen berührten ihre Stirne. Er fühlte so viel Liebe im Herzen, und konnte seine Unthat nicht fassen, nicht begreifen. Sein Auge wurde feucht, und er sann reuemüthig nach, was er thun könnte, sein Versprechen zu sühnen, seine Schuld zu tilgen und sein Bewußtsein zu reinigen. Das zarte Weib, die jüngst Mutter geworden war, die nun so liebeswarm an seine Brust sich lehnte, die so oft für ihn gebetet und gewacht, wenn er ferne war, dieß Weib voll Unschuld und Frömmigkeit zu *verlassen*, um in einer Wildniß, im härenen Gewande, einsam im Gebete seine Schuld zu büßen, während sie in Gram und Verzweiflung dahinsiechte, — nein, das konnte er nicht, denn es wäre neuer Verrath, neues Verbrechen gewesen. Zweifel erfüllten seine Seele mit Bangigkeit, und leise vor sich hin seufzte er flehend um ein Zeichen von des Himmels Gnade. Da weckte ihn plötzlich ein Schrei Agnesens aus seiner frommen Schwärme-

*) Hormayr erzählt: die Entführung des Schleiers sei in einer Mondnacht geschehen.

rei; er blickte auf und sah ihren Schleier vom Winde entführt, hoch in den Lüften fliegen. Freudig erschreckt, senkte er betend seine Knie, und gelobte dort ein Kloster zu stiften, wo der Schleier zur Erde fallen würde. Aber die Lüfte trugen das Gewebe weit fort in die Höhe, und bald verschwand es aus den forschenden Blicken des Markgrafen. Alsbald sandte er zahlreiche Diener in die weiten umliegenden Forste, den Schleier zu suchen, aber die ausgeschickten Knechte kehrten unverrichteter Sache zurück, den Schleier hatte niemand gefunden.

Aber in Leopold verschwand die Hoffnung nicht; nährte doch sein Engel Agnese mit ihrer Liebe sein Vertrauen. Monate vergingen und der Schleier kam noch immer nicht zum Vorschein; die Blätter fielen verdorrt von den Bäumen und der Schnee überzog die Flur und zerging wieder, ohne daß eine Nachricht von dem gehofften Funde einlief. Endlich nach Verlauf eines Jahres*) fand Leopold die Stelle durch höhere Fügung. Ein verfolgter Hirsch verleitete ihn tief in den Forst, wo derselbe plötzlich verschwand und nicht mehr ausgespürt werden konnte. Unmuthig irrte der Herzog in dem dunkeln Walde umher und hing seiner Schwermuth nach. Es war heute der Jahrestag jener verhängnißvollen Begebenheit mit dem Schleier Agnesens, und die Erinnerung erfüllte ihn mit trüben Besorgnissen. Die unruhigen Spürhunde aber liefen ängstlich in das Dickicht und ruhten nicht eher, als bis sie einen Fund gethan, worauf sie ein freudiges Gebelle erhoben. Der Markgraf aber wollte nicht mehr jagen und folgte den Zeichen der Hunde nicht, in dem Wahne, es werde von ihnen ein Wild verfolgt. Doch blieb der Schall immer in gleicher Entfernung, und das Gebelle dauerte so ununterbrochen

*) Rassinger behauptet erst nach neun Jahren.

fort, daß der Margraf, dadurch aufmerksam gemacht, dem Schalle nachfolgte, um die Ursache des ungewöhnlichen Ereignisses zu erfahren. Hier fand er zu seinem freudigen Erstaunen Agnesens Schleier auf einer Hollunderstaude, unversehrt und so wohl erhalten, als er zur Zeit von Agnesens Brautstand an dem blumenbekränzten Scheitel hing. An derselben Stelle stiftete er nun das Kloster Neuburg, und verlebte an Agnesens Seite und in häufiger frommer Gesellschaft mit den Priestern des Stiftes seine Tage in heiliger Wirksamkeit. Mit Agnesen erzeugte er 19 Kinder, und sein Stamm lebte blühend fort durch alle folgenden Jahrhunderte. Kein irdisches Begehren trübte das Lebensglück des Heiligen, und er war mit seinem Wandel in Gottesfurcht und Demuth so wohl zufrieden, daß er 1125, nach dem Tode Heinrichs V., sogar die ihm angebotene Kaiserkrone ausschlug. In Erwägung des heiligen Lebenswandels dieses frommen Fürsten, versetzte ihn Pabst Innocenz VIII. in die Zahl der Heiligen des Himmels, und seit 1506 wird Leopold der Heilige als Landespatron von den Oesterreichern verehrt.

(Fortsetzung im nächsten Band.)

Die österreichischen Stammländer bis 791.

Historisches Fragment von —n—

Es giebt wohl in keinem der fünf Welttheile einen Staat, der so gut gegen Außen arrondirt, im Innern doch so zerfallen wäre in die heterogensten, unverträglichsten Bestandtheile, als die österreichische Monarchie oder der österreichische Staatenbund, den der Zufall der Jahrhunderte zusammengefügt, und das Stabilitätssistem seiner Regenten erhalten hat in den Stürmen der progressiven Zeitbewegung. Die Nationen, welche hier vereinigt sind unter einem Szepter, wurden nicht durch innere Verwandschaft, durch Gleichheit der Sprache und Gewohnheiten verbunden, vielmehr haßten und bekriegten sie sich in allen Zeiträumen, ehe sie seine Fürsten mit einer ehrnen Kette umwunden und ein widernatürliches Ganze aus ihnen gebildet. Es giebt daher keine Geschichte Oesterreichs, wohl aber eine Geschichte seiner Regenten. Ehe wir aber diese beginnen und die Grundsätze erforschen, welche den Machthabern ununterbrochen vorgeschwebt, durch welche es ihnen gelungen ist, die große Völkergesellschaft der österreichischen Monarchie glücklich durch die Jahrhunderte zu führen bis auf unsere Zeiten, ehe wir ein Jahrtausend durchwandern, ehe wir auf den Kampfplatz der feindlichen Prinzipe zu gelangen, wo jetzt das Schicksal der Welt eingesetzt ist, wo die Kräfte und der Geist unseres Zeitalters losstürmen auf die eiserne Konsequenz der Gewaltherrschaft — wollen wir einen Blick auf jene nachtumhüllten Zeiträume werfen, in welchen die österreichischen Völker selbstständig und roh, sich

gegenseitig befehdend, noch ihren Raum besaßen zur uneingeschränkten Bewegung ihrer Kräfte.

Wir finden hier die Pannonier, die Bojer und Noriker in wilden regellosen Horden auf einem mit ungeheuern Forsten bedeckten, wüsten, zum Theil sumpfigen Boden, in der ersten und natürlichsten Beschäftigung der Menschheit, von Jagd, Fischerei und Raub sich ernährend, und gegenseitig um die Vortheile der Landstriche sich bekämpfend in den noch durch keine Grenzen bezeichneten unermeßlichen Ländergebieten. Zu beiden Seiten der Donau zog sich eine ungeheure Einöde, nord- und südwärts, welche unter dem Namen der bojischen und dacischen Wüste geschichtlich bekannt ist. Sie war ein Werk der wilden Bojer, welche vom Böhmerwalde und Riesengebirge her über das südliche Teutschland herfielen, und mit Verwüstung und Vernichtung ihren Weg bezeichneten. Nur mit den größten Anstrengungen konnte es den Norikern gelingen, dem verheerten Boden ihre Bedürfnisse abzuzwingen und Wohnungen hier aufzuschlagen. Viele verschiedene Stämme lebten und kämpften hier in unfriedlicher Nachbarschaft, durch Sprache und Körperbau einander ungleich, desto ähnlicher aber durch rohe, verwilderte Sitten, durch eine zügellose, unbändige Sinnesart und Lebensweise.

So fanden sie die Römer. Die Herrschaft derselben, ihre Kultur und Bildung, die Lüste und Laster ihrer Verfeinerung fraßen nach Norden hinein und untergruben nach und nach die Freiheit und Selbstständigkeit der mit List und Kriegskunst wenig bekannten Noriker. Wo die Künste schmeichelnder Ueberredung, glänzender Versprechungen nichts halfen — und dieß ereignete sich oft — da galt die Gewalt der Waffen, und vernichtete den Widerstand. In Norikum war der Kampf groß, hartnäckig und blutig. Der Noriker liebte

sein Vaterland, seine Gewohnheiten, seine Götzen, über Alles aber die Freiheit. Alles was ihm theuer war, setzte er daran, Gut und Leben, Weib und Kind. Solch ein Volk konnte nicht bezwungen, es mußte vernichtet werden. In den Schlachten machten die Römer wenig Gefangene, nur Sieger und Leichen blieben auf dem Wahlplatz. Oft wankte der Sieg, aber kein Noriker wich. Gleich der im Lande heimischen Eiche, standen die Söhne Norikums, unbekümmert um den Pfeilregen, von römischen Feiglingen ausgesandt; kein ehernes Schild bedeckte ihre Brust, keine Kriegslist schändete ihre Tapferkeit, kein Trugspiel war in ihren offenen Angriffen bemerkbar. Leichen thürmten sich auf um die Helden, eiserne Panzer und Schilder lagen in römischem Blute, aber kein Noriker tauschte den eisernen Tand mit dem zwecklosen Thierfelle an seiner Schulter. Aber verblutend unter zahllosen Wunden sanken die Helden, und bald bestand das norische Heer nur aus Einzelnen, die wüthenden Ebern gleich, in den römischen Kohorten wühlten, und auf Römerleichen sich zu Tode betteten. Da entfloh der Frauentroß und die Druiden in die heiligen Haine, den Kriegsgott durch ein Opfer zu sühnen. Hunderte römischer Gefangener wurden zu dem Götzenbild geschleppt von den rasenden Weibern, deren Gatten und Väter im Verzweiflungskampfe bluteten; keine Thräne sah man sie vergießen, nur Wuth und Rache sprühten aus den glühenden Augen. Bald hörte man durch das Getümmel der Schlacht das kreischende Geschrei der entarteten Weiber, und vom Gipfel des geweihten Berges loderte eine hohe Flamme empor vom Opferheerde Belen's. So theuer wurde in Norikum die Freiheit verkauft in die von römischer Bildung und Kultur durchdrungenen Gebirge, und die nachfolgenden aus Römern und den Sturz des Vaterlandes überlebenden Norikern entstandenen Geschlechten. Mit der Barbarei der zü-

[illegible] Freiheit ging der Geist des Volkes unter und erwachte nicht wieder aus seinem ewigen Todschlaf.

Bald pflanzten die Legionen ihre Adler an den Gestaden des Isters auf, von Tergeste bis Karnuntum; jedes patriarchalische Gesetz der vormaligen Ordnung wurde umgestürzt, römische Gesetze, römische Sitten und römische Verderbniß auf den eroberten Boden verpflanzt. Selbst die Sprache verschwand, und die Zungen der Unterjochten mußten sich an fremden Laut gewöhnen. Die Einheimischen fing man gleich wilden Thieren zusammen, bildete aus ihnen Legionen und sandte sie gegen fremde Völker zum Kampfe, oder verwendete sie zu harten sklavischen Arbeiten im Lande. Wie die Schweizer später bauen mußten an ihrem eigenen Kerker, so bauten damals die unterjochten Völker Vesten und Wälle zur Aufrechthaltung der römischen Oberherrschaft, zu ihrer eigenen vollständigen Bezwingung.

Die ersten Schöpfer der römischen Einbürgerung können die über Pannonien und Norikum gebietenden Imperatoren Augustus und Theodosius genannt werden. Sie hatten fortwährend zu kämpfen, die Ruhe in den neuen Provinzen zu erhalten, und ihre Grenzen gegen die Einfälle der Markomannen zu schützen. Unter Marcus Aurelius Antonius wurden diese Feindseligkeiten zu einem langen und blutigen Krieg, der die Befestigung der Donauufer durch eine Reihe von Thürmen, Kastellen und Bollwerken, welche das Noricum ripense einschlossen, hervorrief. Dadurch wurde und blieb Norikum der Schauplatz ununterbrochener Kriegsszenen, und der römische Saame der Kultur wollte nicht recht Wurzel fassen auf dem stets mit Blut gedüngten Boden.

Pannonien, welches einen großen Theil des heutigen Ungarns, Oesterreich, ferner beträchtliche Theile von Steiermark, Kärnthen und Krain umfaßte, hatte ein glücklicheres Loos, er-

halten, und schon unter dem Imperator Claudius gelang es, Ackerbau, Weinbau und Viehzucht; Künste und Gewerbe in den jungen Kolonien hervorzurufen, so daß diese Provinz, schnell aufblühend in Reichthum und Schönheit, den römischen Imperatoren reichen Ersatz für ihre Heimath liefernd, leicht die Entfernung derselben vergessen ließ. In Bojohemum hingegen trieben sich gleichzeitig noch Quaden und Markomannen in einem öden, aller Kultur unzugänglichen Lande, unstät umher und trotzten den Angriffen der Eroberer, die sich kaum selbst der unaufhörlichen Einfälle, Plünderungen und Räubereien dieser noch freien Völker erwehren konnten.

Bisher herrschte noch die schreckliche Religion der norisch-pannonischen Celtogallen. Der Glaube an ein höchstes Urwesen wurde durch Druiden, Wahrsager und Seherinnen verbreitet. Zeichendeuter und Vogelschauer, besonders in Pannonien berühmt, erwarben sich hier, wie überall, die Diener des menschlichen Wahns, durch ihr Gaukelspiel ein unzweideutiges Ansehen über das Volk, das sich leicht durch List und Betrug beherrschen ließ. Uebrigens ist uns über die Mythologie der Noriker nichts Ausführlicheres bekannt, als was uns inschriftliche Steine aus jener grauen Zeit berichten. Ihren Zeugnissen zufolge scheint der persische Mithras und der Isis unter den Hauptgottheiten des norischen Volks verehrt worden zu sein, allein wir wissen nicht, ob vor oder nach der Römerunterjochung. Den Norikern ganz eigenthümlich war jedoch gewiß Belenus, die Schutzgottheit der Eisenarbeiter und des Krieges, vor dessen Götzenbilde man aller Wahrscheinlichkeit die grausamen Menschenopfer brachte, und dem man das Blut weihte der geschlachteten Gefangenen. Die Bojer verehrten dagegen eine Göttin Ciza, von der Cisara benannt wurde, und widmete ihr gewisse Feiertage im Jahre, an welchen sie sich den ausgelassensten Freuden überließen.

die Greuel der norischen Religionsübung zu zerstören, war eine der ersten Sorgen der Eroberer, und fast gewaltsam suchte man den Mithen Griechenlands und Roms Eingang zu verschaffen. Irrthum kämpfte gegen Irrthum, und der Sieg war lange zweifelhaft, als plötzlich die Sonne des Christenthums auftauchte, und auch Norikum, wiewohl erst spät, mit ihrem Morgenrothe beleuchtete. Lange währte es, bis die Wahrheit durchdrang in den verschlossenen Thälern der Alpen, bis die Vorurtheile undenklicher Jahrhunderte zergingen unter dem wärmenden Strahle der neuen gottvollen Lehre, und erst im fünften Jahrhunderte n. Chr., als St. Severin in Norikum erschien, ein Mann voll heiligen, glühenden Eifers und feuriger Thatkraft, voll aufopfernden Muthes und hinreißender Beredtsamkeit, wurde es Licht in allen Theilen des verfinsterten, von Blut rauchenden Landes. Sein Ansehen befestigte er bei dem Volke durch wunderähnliche Thaten, die ihm seine, der damaligen Bildung jedes Einzelnen weit überlegene Klugheit, und große, ungewöhnliche Kenntnisse, nicht minder seine kalte Besonnenheit und Gewandtheit vollziehen halfen. Rastlos und unverdrossen verrichtete er das Amt seiner Sendung, kämpfend mit tausend Gefahren, die auf ihn und seine Schützlinge von allen Seiten hereinbrachen. In den Kriegsepochen jener Zeit erschien er den Bedrängten oft als ein rettender Engel, und bewahrte mehrere Städte vor Verwüstung, mehr durch die natürliche Gewalt seiner Beredtsamkeit auf die Gemüther der Barbarenfürsten, als durch Wunderkraft seiner Heiligkeit, deren Ruf er sich bei einem in Irrthum und Aberglauben befangenen Volke erwerben mußte, um der Wahrheit seiner Lehre, im zauberischen Kleide des Wahns, Eingang zu verschaffen.

Mittlerweile bemächtigte sich Ohnmacht, Zerrüttung und alle Todesübel eines hinfälligen Staatskörpers des alten Roms,

und die allgemeine Bähmung ergriff auch die norisch-pannonischen Provinzen. Die römischen Senatoren benutzten diese Kolonie in der Vorahnung, daß sie wohl nicht lange mehr römisches Besitzthum heißen dürften, ihren Günstlingen zur Verwaltung, die dann natürlich von den römischen geld- und genußgierigen Wüstlingen so vollzogen wurde, wie die heiligen Väter die kurze Zeit ihrer Regierung eifrigst benutzen, ihren Nepoten und Günstlingen so viel von den irdischen Gütern ihrer Unterthanen zufließen zu lassen, als eben hinreicht, das Volk zu ruiniren. So wurde Valerien, Savien, Ripense ꝛc. ausgesogen und geplündert. Die Barbarenstaaten, nördlich von der Donau, merkten aber wohl die zunehmende Schwäche des altersschwachen Kolosses, und machten ernstliche Anstalten, ihm den Todesstoß beizubringen. Die Maaßregeln, welche das verweichlichte, feig gewordene Volk, zu seiner Vertheidigung unternahm, verfehlten meist ihre Wirkung, denn es fehlte an energischer Thatkraft und einem weisen Oberhaupte. So übergab man die Vertheidigung des Noricum ripense gedungenen Barbarenhorden, welche von Batava-Castra bis Snigdunum an der Donau aufgestellt wurden. Als sich daher jene Völkermassen, welche gegen Ende des 4ten und Anfang des 5ten Jahrhunderts die szythische Wüste ausspie über die reichen Fluren des Südens, als Gothen, Hunnen und Avaren sich in ungeheuern Schaaren sammelten und in das Ufernorikum eindrangen, überwanden sie bald allen Widerstand, und die mit so vielen römischen Blut erkämpften, mit so vielen Opfern behaupteten und kultivirten Provinzen fielen nun plötzlich durch die Verheerung der zügellosen Barbarenschwärmer in jene Verwilderung zurück, aus der sie erstanden waren, wurden ein Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe, Rüstungen, Durchmärsche, und das ganze Land war als ein Paß nach Italien den dahin ziehenden Horden, nach der Reihe

ihrer Ankunft, preisgegeben. Alle Anstalten und Anlagen römischer Bildung gingen dabei zu Grunde, und selbst seinen Namen büßte Norikum ein, und hieß nun Rugiland, Hunnien und Avarien. Mit dieser Periode schließt die regentenlose Zeit der österreichischen Stammländer.

Dr. Franz Sartori und sein Werk über die österreichische Literatur.

Unter den vielen Opfern, welche die Cholera in Wien forderte, im Jahre 1832, befand sich auch Dr. Franz Sartori, der berühmteste Zensor, und in Bezug auf Feststellung seiner irdischen Glückseligkeit, spekulativste Kopf seines Zeitalters in Oesterreich. De mortuis nil nisi bene ist eine Regel, die man allenthalben befolgen soll, doch giebt es Zeiten und Verhältnisse in mehreren Staaten des neuen Europa's, welche strenge Unpartheilichkeit und schonungslose Wahrheit, selbst in der Beurtheilung Verstorbener, erfordern. Die alten Egiptier hatten ein Todtengericht, und wir leben jetzt in einer egiptischen Zeit, wo ein solches den Lebenden zur Warnung statuirt werden sollte, besonders bei Personen, welche zu klein sind, für das Weltgericht die Weltgeschichte, deren Andenken aber doch verderbliche, dem oberflächlichen Beurtheiler unscheinbare Einflüsse auf die überlebende Gesellschaft ausüben kann*). Vor Verläumdung ist der Tode sicher, denn es gehörte ein verhärtetes, seltenes Gemüth dazu, um herzlos mit Rügen das Andenken eines Verstorbenen zu beflecken, und es würde Ueberlebende genug geben von edler Gesinnung, welche den ungerecht Geschmähten vertreten, wenige aber, welche sich auflehnen wollten gegen gerechtes Urtheil über eine Person,

*) Censurlücke.

die aufgehört hat, nützlich und gefährlich zu sein, die kein Privatinteresse mehr schützen kann.

Dr. **Franz Sartori** wurde im Jahre 17** geboren, und starb in einem Alter von 48—50 Jahren an der Cholera, oder vielmehr an den Folgen derselben — denn er hatte einige Monate früher diese Krankheit überstanden. Sein früheres Leben ist dem Ref. ganz unbekannt und dürfte wohl auch nichts Erhebliches enthalten; denn nur seiner nachherigen Wirksamkeit als Schriftsteller und Zensor verdankt er die Zelebrität, die er bei Buchhändlern und Literatoren sich erwarb. Als Schriftsteller hat er durch viele bogenreiche geographische Kompilationen sich in Oesterreich einen Namen gemacht, und besonders dem reiselustigen Publikum über einige geographische Merkwürdigkeiten des Kaiserstaates Gutes geliefert. Kenner vermissen in diesen Schriften gründliche Sachkenntniß, Genauigkeit und Verläßlichkeit der Angaben, auch fehlt seiner Darstellung jene Ungezwungenheit und Wärme, welche die Reiseschilderungen von **Schultes** so sehr auszeichnen. Diesen Schriften und den darin geoffenbarten patriotischen Gesinnungen hatte **Sartori** seine Anstellung als Zensor geographischer Schriften und nachher die eines Direktors des Bücherrevisionsamtes zu verdanken. In dieser Stellung hatte er sich um das österreichische Zensurwesen sehr verdient gemacht*). So bekam einst der Herausgeber eines Volkskalenders**) das Manuskript zu demselben erst **nach dem Neujahre** von der Zensur, weil **Sartori** einen ähnlichen Kalender herausgab, der nun natürlich früher herauskam. — Auf diese Weise wurden mehrere Autoren und Verleger entweder gänzlich ruinirt, oder doch zu bedeutendem Schaden gebracht, und unter den Buchhändlern eine große Unthätigkeit veranlaßt. (Zensurlücke.)

*) Große Zensurlücke.

**) André.

Sartori's letztes unvollendetes Werk war:

Historisch-ethnographische Uebersicht der wissenschaftlichen Kultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserthums, nach seinen mannigfaltigen Sprachen und deren Bildungsstufen. In skizzirten Umrissen bearbeitet von Dr. Franz Sartori, k. k. Regierungs-Sekretär, Vorsteher des Zentral-Bücher-Revisions-Amtes, Kurator der ersten österr. Spar-Kasse und damit vereinigten allgemeinen Versorgungsanstalt, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Theil. Mit einem Anhange: das „Vater unser" in den Sprachen und Tipen der verschiedenen in der österreichischen Monarchie einheimischen Nationen darstellend. Wien, gedruckt und im Verlage bei Karl Gerold. 1830.

Wenn wir gestehen müssen, daß die Idee des Ganzen wirklich vortrefflich, und Vieles in dem Buche selbst äußerst verdienstlich und gelehrt ist, so können wir jedoch auch es nicht verhehlen, daß die Ausführung derselben dem Verfasser keineswegs gelungen ist, nicht gelingen konnte, und zu den Aufgaben eines fähigeren Kopfes gehört als jener des vielfach beschränkten Zensors Sartori war. Gelehrte Forschung, schwerfälliger Fleiß, und eine Amphibiengeduld hat der Verf. in dem Werke vielfach beurkundet, aber die letzte kolossale Eigenschaft wird auch von dem Leser verlangt, der sich durch den Wust von unnützen Nachweisungen durcharbeiten will. Statt eine auf Resultate hinblickende Geschichte der Geistesthätigkeit in Oesterreich zu liefern, hat er uns eine trockene, hölzerne Uebersicht der Literatur gegeben, und eben so gewissenhaft die orthographischen Namen längst vergessener Buchhändler und Autoren aufgezählt, als gewissenlos die Resultate übergangen. Wer an der Existenz einer österreichischen

bemerkenswerthen Literatur zweifelt, erhält durch dieses Buch vollkommene Gewißheit, daß sein Zweifel gerecht war. Und doch ist es nicht so, und die Geistesthätigkeit in Oesterreich hat Früchte getragen und Blüthen, von welchen wir hier nur vertrocknete, farblose Herbarien und botanische Analisen bekommen. Dennoch hat das Werk für den forschenden Gelehrten großen Werth — vielleicht eben so großen als das Bücherlexikon von Heinsius und die Bibliotheken von Enslin in Berlin. Zur Bestätigung unseres Urtheiles folgt hier ein Auszug. Die ausführlichen ethnographischen Details — für unsere Leser vielleicht nicht uninteressant — können dem Verf. nicht zu großem Verdienst angerechnet werden, da sie, nicht unmittelbar zur Sache gehörig, nur bequeme Kompilationen aus andern Werken enthalten.

Neueste Literatur der Böhmen und Mähren.

Von Kaiser Joseph II. bis auf unsere Zeiten.

In der letzten Periode von Kaiser Joseph II. bis auf unsere Zeiten erhob sich die gesunkene böhmische Sprache und Literatur sichtlich und mit glänzendem Erfolge. Nach langer Ohnmacht erwachte der nicht erloschene Nationalgeist der Böhmen, und mit ihm die Liebe zu der Muttersprache und der Eifer für ihren Anbau. Des Generalfeldmarschalls Franz Grafen von Kinsky, der 1774 ein Werk über die Nothwendigkeit und die Vortheile der Kenntniß der böhmischen Sprache drucken ließ, edle Stimme, und des Jesuiten Balbin nachgelassene, von Pelzel 1775 herausgegebene Schutzschrift für die böhmische Landessprache, wirkten elektrisch auf den bessern Theil der Nation, und wurden unglaublich wichtig durch ihre Folgen.

In den zweihundert Jahren, seit dem Dahinschwinden der böhmischen Literatur vom Jahre 1620 bis auf unsere Tage,

haben sich wissenschaftliche Zweige entwickelt, vervollkommnet, ja neu gestaltet (z. B. Linné's Sistem der Naturgeschichte), die unsern Ahnen ganz unbekannt waren, für die wir eben so wenig Wörter haben, wie der Lateiner für alle Erfindungen des neuern Europa, die dem Römer verborgen geblieben; Wörter, die der jetzige Böhme sich eben so neu schaffen, modeln und gestalten muß, wie ein Puffendorf, ein Famianus Strada, ein Balbin die Anstalten und Erfindungen neuer Zeit in der Sprache der Römer behandelten. Nebst Prag fing dieser Eifer vorzüglich zu Königgrätz zu lodern an. Diese königliche Leibgeding-Kreisstadt und Festung hatte vor vielen Städten ihres Ranges einen höheren Grad von Nationalität beibehalten. Während der Kriegszug zur Schlacht am weißen Berge, von Süden her, gen Prag sich bewegte, während Prachatitz, Wodniau, Pisek das furchtbare Vorspiel Magdeburgs wurden, während ihre Einwohner meist umkamen, diese Städte zum Theil wieder vom benachbarten Landmanne, oder, wie Prachatitz, von Teutschen bevölkert wurden, und die Sprache sonach ihre Reinheit sichtbar verlor, empfand das östliche Böhmen nur die Nachwehen des 8ten Novembers 1620, nicht den ersten Anfall eines zu Strafgerichten einrückenden Heeres. Allerdings wanderte ein starker Theil der Gebildeteren aus, allein es blieb deren auch eine gute Anzahl zurück; die Sprache erhielt sich nicht blos unter den Bauern, auch unter den vornehmsten Bürgern, so daß noch jetzt die Predigten durchaus böhmisch gehalten werden, und von den vier bischöflichen Städten Böhmens diese die einzige ist, wo der Bischof am Ostersonntage das herzerhebende: „Christ ist erstanden" — in der Landessprache anstimmt, indeß das erzböhmische Leitmeritz, Budweiß, Prag ganz oder zum Theil teutsch geworden.

So begann denn auch auf der neugegründeten theologischen Anstalt daselbst die čechische Sprache grammatisch ge-

pflegt und in Aufnahme gebracht zu werden, schon im Jahre 1802 durch den als Pfarrer zu Sedletz verstorbenen Joseph Rautenkranz, einen Eingebornen. Von den Theologen ging die Liebe zur gereinigten Sprache und für die erwachende Literatur auf die Weltlichen ihres Umgangs über, und immer mehr fanden sich in den Häusern der gebildetesten Leute, nebst Werken in andern Sprachen, auch welche böhmisch. Die Geistlichkeit des ganzen Königreichs überhaupt ging hierin mit ehrenvoller Vorliebe und einflußreichem Beispiele den andern vor, aber noch immer waren dieß nur Privatbemühungen, ohne ausdrücklichen Schutz der Gesetze, der Regierung. Das Čechische hatte sich bisher nur zeitweiliger Unterstützung zu erfreuen gehabt, durch Errichtung von Lehrkanzeln der böhmischen Sprache zu Prag, Wien, Wienerisch-Neustadt, durch die Anstellung von Translatoren bei den hohen Landesstellen zu Prag und Brünn; es durfte sich zwar der glänzendsten Würdigung rühmen, die ihm zu Theil ward, als Joseph II. Zizka's böhmische Handschriften in der Universitätsbibliothek zu Prag las, im čechischen Theater verweilte, als Leopold II. beim Einzuge zur Krönung vom damaligen Oberstburggrafen böhmisch begrüßt, böhmisch antwortete, als die feierlichen Reden am Landtage böhmisch vorgetragen wurden, als Se. Majestät der jetzt glorreich regierende Kaiser, und Se. kaiserliche Hoheit der Kronprinz böhmischen Opern und Schauspielen beizuwohnen geruhten; allein gesetzliche Kraft zur Aufnahme dieser Sprache führte erst das dießfalls stets denkwürdige Jahr 1816 herbei. Dieses erstreckte theilweise Verordnungen hinsichtlich der čechischen Sprache auf die damaligen sechs und zwanzig Gymnasien, während früher hierin bereits die Fakultätswissenschaften bedacht worden waren. Die praktischen Uebungen in der Pastoraltheologie, in der Homilie, Kathechetik, Predigt, im Krankenbesuch mußten schon seit dem Jahre 1806

auf der Universität teutsch und böhmisch geleitet werden; in der Medizin seit 1804 die Geburtshülfe, mit der ausdrücklichen Weisung seit 1810, daß der Decan der medizinischen Fakultät Böhmisch kennen müsse. Hinsichtlich der Rechte verlangte der Hofkriegsrath seit dem Jahre 1811, für das Amt eines Regiments-Auditors, Männer, die ungarisch oder einen der slavischen Dialekte verstehen, und veranlaßte die jährlich erneuerte Verkündigung dieser Forderung in den Hörsälen; die Protokolle der Sträflinge müssen seit 1809 in böhmischen Orten böhmisch mit zur Seite stehender Uebersetzung verfaßt werden u. dgl. Aber eine hohe Verordnung vom 23sten Sept. 1816 verlangte vollends, wie oben berührt, daß in rein böhmischen oder gemischten Orten, wo nämlich die Gimnasialschüler die Kenntniß des Böhmischen aus den Trivialschulen mitbringen, oder, wenn sie teutsche Fremdlinge sind, im Kosthause erlernen, nur jener als Präfekt oder Professor angestellt werden sollte, der des Böhmischen kundig ist, um nicht die mehr bloß teutsch, sondern auch böhmisch aus dem Latein zu besorgenden Uebersetzungen und stilistischen Aufsätze in den Humanitätsklassen leiten zu können.

So wäre denn nach Jahrhunderten wieder die böhmische Grammatik und der Stil nicht nur empfohlen, sondern gebothen! Eine hochartige Verfügung, die, überall freudig aufgenommen, einen Einfluß äußerte, den freilich die früheren Privatbemühungen der obgerühmten Wiedererwecker des Böhmischen und der Geistlichkeit noch in einer langen Reihe von Jahren nicht so kräftig hätten fördern können, zumal eine im Jahre 1818 verschärfte weitere Weisung die alljährige Bekanntmachung in den juridischen Hörsälen vorschrieb, es werde in den böhmischen Staaten (Mähren, Böhmen, Schlesien) bei gleich empfehlenswerthen Eigenschaften, bei jeder Anstellung in politischen Aemtern, jenen der Vorzug zugestanden, der

gründlich böhmisch kann. In demselben Jahre ward auch die Aufstellung eigener Lehrer des Böhmischen in den theologischen Anstalten angeordnet, den Hörern der Medizin und Chirurgie aber bekannt gemacht, daß als Kreis-Phisiker, Wundärzte, herrschaftliche und Stadtärzte, Aerzte in den Spitälern, Professoren der Klinik und der Geburtshülfe in rein oder gemischt böhmischen Orten, nur jene angestellt werden, welche sich, wenn das Böhmische ihre Muttersprache nicht ist, mit der erlangten Kenntniß derselben ausweisen können. So wurde denn im Jahre 1817 zu Prag an allen drei Gimnasien, dann zu Bunzlau, Teutschbrod, Budweis, Gitschin, Klattau, Königgrätz, Leitmeritz, Leitomyschl, Neuhaus, Pilsen, Pisek, Reichenau, Schlan (eigentlich Slan)*), bei 2788 Schülern das Böhmische grammatisch, bei 951 Zöglingen der Rhetorik und Poesie stilistisch betrieben. Nun geschah dieß zwar mehr und weniger, besonders in Folge erläuternder Nachträge jenes erfreulichen Dekrets, nicht so sehr aus Zwang, als vielmehr aus Privatfleiß, den die Lehrer emsig aufregten, aber die Früchte waren unverkennbar. Das den frühern Teutschen und Böhmen verunehrende Verachten oder wenigstens Nichtachten der Muttersprache hörte auf; so viele, die davon nie geträumt, lernten darin wenigstens lesen und orthographisch schreiben, welches letztere größere Sprachrichtigkeit, als die des gemeinen Lebens, bei allen Völkern reicht, aber selbst dem mundfertigsten Böhmen gar oft fehlte und fehlet, und böhmische Schriftsteller versuchen sich in allen Gattungen des menschlichen Wissens. Daß Verslerei und Uebersetzungen hierin den Hauptbestand ausmachten, ist natürlich; denn jeder Anfang neuerer Sprachen tritt nicht mit der kraftvollen Selbstständigkeit der

*) Zu Beneschau bestand noch kein Gimnasium, und Braunau, Brüx, Kaaden, Kommotau, Eger, Böhmisch-Leippa, Saatz, Schlackenwerth, Duppau sind rein teutsch.

Originalität, sondern mit dem Faltkäppchen und Flügelkleide auf, das man von fremder leidender Literatur sich aufsetzen läßt und selbst umhängt. Aber schon damit war viel gedient, viel gewonnen. Die Leselust war erwacht, der Patriotismus der Sprache fand sich ein; Apotheken, Weinhäuser u. dgl. schmückten sich mit glänzenden böhmischen Inschriften; die elegante Welt sogar plauderte und sang böhmisch; die Herrschaften ließen ihren Kindern böhmisch lernen, um darauf durch die mit der Ursprache erlangte Gewandtheit der Zunge, nach unzählig bewährter Erfahrung, um so leichter, mit um so glücklicherem Erfolge das Französische, Teutsche und andere Sprachen zu gründen, und der Beitritt Mährens und der sehr bedeutenden slavischen Theile Ungarns, hinsichtlich der angenommenen böhmischen Büchersprache, ersetzte den Verlust, welche der Ausbreitung der Sprache in Böhmen, selbst in den weiten rein teutschen Strecken, im Wege stand.

Eine große Zahl namhafter Schriftsteller trat beinahe zu gleicher Zeit, sowohl mit Originalwerken als mit Uebersetzungen, auf. Auch die Ueberreste der Alten wurden jetzt fleißig hervorgesucht und herausgegeben. Die Regierung unseres angebeteten Landesvaters und glorreichst regierenden Kaisers, Franz I., verbreitete auch über Böhmen die Segnungen des nach vielen blutigen Kämpfen siegreich errungenen Friedens und das Licht der fortschreitenden Kultur. Der böhmischen Sprache und Literatur ging ein neuer Glücksstern auf. Während dieses Zeitabschnittes wurde 1793 an der Prager Universität die Lehrkanzel der böhmischen Sprache und Literatur errichtet, 1803 in Preßburg ein Institut der böhmisch=slowakischen Literatur gestiftet, die böhmische Muse 1786 auf das ständische Prager Theater eingeführt, durch wiederholte Regierungs=Dekrete (23sten August 1816, 20sten Dezember 1816) der Vortrag der böhmischen Sprache und Literatur auf allen

höheren Landesschulen anbefohlen, und die Kenntniß des Böhmischen bei öffentlichen Anstellungen im Lande zur Bedingung gemacht (13ten Februar 1818), auch durch politische und literarische Zeitschriften der Austausch der Gedanken und die Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse erleichtert, zuletzt 1818 ein böhmisches Nationalmuseum in Prag gegründet. Die hohen Verdienste, welche sich besonders in dieser letztern Zeit der damalige Oberstburggraf (jetzt Graf und Konferenzminister), Franz Graf von Kolowrat-Liebsteinski, um die Kultur der böhmischen Sprache und Literatur erworben hat, werden von den Böhmen eben so sehr mit dem lebhaftesten Danke anerkannt, als von den Ausländern nach ihrer entschiedenen Größe und tiefen Wirksamkeit bewundert. So erwachte bei den edlern Nationalen im Gefolge der glühendsten Vaterlandsliebe der lebendigste, thätigste Eifer für die Reinhaltung, Wiederbelebung und Fortbildung der Landessprache und ihrer Literatur. Das Fortschreiten zu einem so großen und hohen Ziele ist bereits überall sichtbar.

Die Werke der immer zahlreichern und fruchtbar werdenden Schriftsteller dieses Zeitraumes alle aufzuführen, übersteigt weit den Raum und Zweck dieses Werkes; wir können aber dennoch nicht umhin, einige der vorzüglichsten Schriftsteller zu nennen, ohne übrigens für Vollständigkeit zu bürgen, oder dafür gut zu stehen, daß keiner der ausgezeichnetsten übersehen worden sei. W. M. Kramerius, aus Klattau, Bürger in Prag, machte sich durch Zeitschriften, Kalender und Volksbücher um Böhmen besonders verdient; F. F. Procházka, aus Pakau, durch historische Werke und Uebersetzungen, besonders der Bibel für Katholiken; A. W. Patzzek, einer der tüchtigsten Schulmänner Böhmens, schrieb im Unterrichtsfache; F. Durich bearbeitete die slawische Literargeschichte; Jos. Dobrowsky, der Patriarch der slawischen Literatur,

ist durch seine unsterblichen Verdienste um den sämmtlichen Stamm der Slaven bekannt genug; F. Pelzel, aus Rychnow, durch historische, biographische und grammatikalische Werke; A. Puchmayer bearbeitete die Sprache und dichtete in derselben; G. J. Dlabač, durch historische Arbeiten; J. Negedly und Joseph Jungmann sind vortreffliche Bearbeiter des slavischen Idioms und Dichter; F. Tomsa lieferte böhmische Grammatiken und Wörterbücher; Jos. Rautenkranz gab religiöse Schriften und Gedichte heraus; J. W. Zimmermann arbeitete im historischen Fache, und J. L. Ziegler redigirte mehrere Zeitschriften und andere Werke; W. Hanka ist nicht nur als Entdecker alter Denkmäler, sondern auch als Uebersetzer rühmlich bekannt; Joh. S. Presl und Graf B. W. Berchtold haben als Botaniker Vorzügliches geleistet; A. Sedláček gab Erbauungsschriften, Gedichte, Mathematik und Phisik und andere Abhandlungen heraus; A. Marek und Ad. Negedly schrieben philosophische und ästhetische Werke; K. J. Tham verfaßte mehrere Sprachbücher, und W. Stach ist ein fleißiger Uebersetzer; Stan. Wydra wurde als Mathematiker, D. Kinsky, S. Hněwkowsky, Milota Zdirad Polák, F. Turinsky, Franz Palacky (der hochverdiente Redakteur der Zeitschrift des böhmischen Nationalmuseums) als Dichter, Kl. W. Klicpera; so wie J. N. Štěpánek als Dramatiker bekannt; M. Sychra trat als Erbauungsschriftsteller, V. Zahradnjk als Grammatiker und Erziehungsschriftsteller hervor; L. Čelakowský lieferte Almanache, S. K. Macháček Gedichte, J. Hybl Zeitschriften; endlich F. A. Rokos, F. Raymann, F. Weteśnjk haben als Dichter einen guten Ruf erlangt. Wir bitten übrigens die hier nicht genannten Schriftsteller, uns nicht einer Achtungslosigkeit gegen ihre Verdienste für fähig zu halten; wir ehren und schätzen jeden nach

dem Maaße seiner Gemeinnützigkeit, aber wir konnten hier nur Beispiele anführen, und berufen uns übrigens auf dasjenige, was wir oben über diese Anführung der Schriftsteller vorausgeschickt haben.

Quellen der böhmischen und mährischen Literargeschichte, und zwar allgemeine der slavischen Sprache und Literatur:

J. L. Frisch, historiae l. slavonicae Cont. I. de literatura slavonica et russica, Berol. 1727, 4.; Cont. II. de dialecto Vinidica, ibid. 1729, 4.; Cont. III. de dialecto Venedica, ibid 1730, 4.; Cont. IV. de dialecto bohemica, ibid. 1734, 4.; Cont. V. de lingua polonica, ibid. 1736, 4.: J. P. Kohl, introduct. in historiam et rem litt. Slavorum imprimis sacram. Alton. 1729, 8.; J. S. Assemani, Kalendaria eccles. universae, Romae 1755, Vol. 6 in 4.; A. L. Schlözer, allg. nordische Geschichte (der allgemeinen Welthist. 31. Th.), Halle 1771, 4., S. 322 bis 334; F. Durich, bibl. slav., Vindob. 1795, 8.; F. K. Alter's phil.-krit. Miscellaneen, Wien 1799, 8.; J. C. Adelung's Mithridates, 2. Theil von J. S. Vater, Berl. 1809, 8., S. 610—696; J. S. Vater, Literatur der Grammatiken und Wörterbücher, Berlin, 1815, 8.; J. Dobrowský's, Slawin, Prag 1808, 8.; Eb. Slowanka, Prag 1814—1815, 2 Bde., 8.; (B. Kopitar's) Blick auf die slawischen Mundarten, Wiener Allg. Literatur-Zeitung, 1813, April. Nr. 34 ff.; J. B. Rakowiecki, prawda ruska, Warschau 1820—1822, 2 Bde., 4., Bd. II. S. 149—316.

Besondere Quellen:

Effigies virorum eruditorum atque artificum Bohem. et Morav., 1r und 2r Theil, lat. von Voigt und Born, alle vier Theile teutsch von Pelzel, Prag 1773—1782; Boh. Balbini Bohemia docta, ed. a Raphaele Unger, Prag 1776 et a P. Candido a S. Theresia, Prag 1777—1780, 3 Bände, 8.; Franz Procházka, de secularibus lib. artium in Bohemia et

Morav. fatis commentarius Prag 1782, 8.; Eb. Miscellaneen der böhm. und mähr. Literatur, Prag 1784—1785, 3 Theile, 8.; J. Rulzka ucena Čechie, Prag 1807—1808, 3 Hefte; Fr. Nowotného z Luže bibliotheka českých Biblj, Prag. 1810, 1818; J. Negedlého krátké obsažení literatury české, in eb. böhm. Gramm., Prag 1805, 1809; J. Dobrowsky's böhm. u. mähr. Lit., Prag 1779—1784, 3 Bände, 8.; Eb. Literär. Magaz. von Böhmen und Mähren, Prag 1786—1787, 3 Hefte, 8.; Eb. Slawin, Prag 1808, 8.; Slowanka, 1814—1815, 2 Bände, 8.; Geschichte der böhm. Sprache und Literatur, Prag 1792, 8. (bis 1792), 2te A., Prag 1818, 8. (bis 1526); J. Jungmann histor. literat. české, Prag 1825, 8.*).

---

*) Die Verdienste des Hrn. Jungmann um böhmische Sprache und Literatur treten mit jedem Schritte, den dieselben in ihrer Vervollkommnung thun, kräftiger und gewichtvoller einher; seine Geschichte der böhmischen Literatur ist das erhebenste Bild der Bestrebungen einer Nation, die mit leicht empfänglichem Sinne einen so beharrlichen Ernst im Fortschreiten ihrer Kultur gewahr werden läßt, und bereits so herrliche Früchte ihrer Anstrengungen aufzuweisen vermag.

Hauptmomente der neuesten Reisen, welche von Oesterreichern in und außer Europa unternommen wurden.

I. Ersteigung des Großglockners durch Dr. Ant. Joh. Groß (Hoffinger) im Jahre 1828*).

Wir verließen Dellach, ein unbedeutendes Dorf, und gingen nach dem Rathe des Herrn Dr. Schultes in seiner Glocknerreise, zu Fuß an den Ufern der jungen Möll zum Jungfernsprung. Man sieht diesen imposanten Wasserfall vom linken Ufer durch mehrere Oeffnungen des Waldes in einem Bogen über eine senkrechte Wand stürzen, und in der Tiefe in Staub zerfließen. Von hier war das Thal immer interessanter, unsere Erwartung immer gespannter und die Phantasie immer aufgeregter im Dämmerlichte der scheidenden Sonne, die bald ganz spurlos hinabgetaucht hatte. Die blasse Scheibe des Mondes wurde immer glänzender an dem plötzlich heiteren Firmamente, bis er endlich sein volles Licht schwärmerisch über das geheimnißvolle Dunkel verbreitete, und uns einen Schauplatz sehen ließ, wie wir uns den Wohnort glücklicher, aus zarterem Stoffe gewebter Wesen dachten. Das Geräusche des Jungfernsprunges hatte schon wie das Gelispel der Aeolsharfe

*) Aus dessen Handbuch für Reisende durch Oesterreich ꝛc. München 1833. 2te vermehrte Auflage. (Bereits noch unter der Presse.) Im Verlage der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung.

verklungen, als uns plötzlich der Donner der schäumenden Möll aus unsern Träumen schreckte. Wir gelangten über eine Brücke auf das rechte Ufer des Flusses, der hier über kolossale Felsblöcke, eine rauchende Schaummasse wüthet, und in dessen Getöse unsere Stimmen lautlos verschallten. Der Boden der Straße, der knapp an den Wogen hinführt, war schlüpfrig und theilweise von dem mächtigen Andrange der Wellen eingestürzt, und wir besorgten oft, von den vernichtenden Fluthen an den Felsen zerschmettert zu werden. Zwei mit der Gegend vertraute Begleiter riethen uns einen kürzern Pfad an dem Möllfall (Zlap) vorbei, statt der Fahrstraße zu wählen, um des unvergleichlichen Anblickes dieses Falles bei Mondbeleuchtung zu genießen, denn es schien:

„Die Nacht sei nur ein krankes Tageslicht,
„Sie sieht ein wenig bleicher s'ist ein Tag,
„Wie's Tag ist, wenn die Sonne sich verbirgt:"

da jedoch mein Reisegefährte dem Schwindel unterworfen und mit den Gefahren der Gebirgsnatur nicht vertraut war, so betrat ich allein mit meinem Führer diesen gefährlichen Steig. Kaum fußbreit führt dieser Pfad an dem Rande tiefer Schluchten, immer in der Nähe der Möll, den Kniebeis hinan, von dessen Spitze man plötzlich den Zlap hinabstürzen sieht. Ein lichter Wald deckt diese verlassene Stelle, an dessen Bäume wir uns klammernd, eines der herrlichsten Naturschauspiele betrachteten. In ein enges Bett gewaltsam gedrängt, stürzte die wasserreiche Möll hier aus einer Felsenspalte in einen schauerlichen Kessel hinab, und eine Nebelsäule, die sich als ein glänzender Schatten im Mondenlichte über den Schaum erhob, zerfloß in dünnen Sprühregen, der hier die seltensten Pflanzen benetzt. Da wir von dem Steige selbst nicht die ganze Wassersäule übersehen konnten, kletterten wir behutsam mit Händen und Füßen, stets über die donnernden Wellen schwe-

bend und von ihrem Regen durchnäßt, bis an den Fluß hinab, wo wir mehr hängend als stehend den Stock tief in die Erde stießen, um darauf gestützt, das Gleichgewicht zu erhalten. Nur an dieser gefährlichen Stelle, die selten ein menschlicher Fuß betritt, fand ich eine vollkommene Ansicht des Wasserfalles, und den einzigen günstigen Punkt zur Aufnahme für den Maler, wenn anders diese Stelle zugänglicher gemacht würde. Die prachtvollen Farben der aufgelösten Wassertheilchen, das Toben der gebrochenen Wellen, das tief in den Felsen dröhnte, und der Duft der Menge hier blühenden Pflanzen und Moose hielt alle Sinne gefangen, und ich verließ noch keinen Wasserfall so tief ergriffen. Wenige Schritte von hier vereinigte sich dieser Steig mit der fahrbaren Straße, wo der Zlap aber nicht mehr sichtbar ist, und seine Nähe nur dem Gehöre verkündigt. Meinen Freund Jenny*) und unseren neuen Gefährten auf wenige Tage, den Auditor Herrn T*** aus B***, fand ich schon hier, da ich lange Zeit bei dem Falle verweilt hatte, und ihnen Zeit zu einem großen Vorsprung ließ. Bald sahen wir den Thurm von Heiligen-Blut, allein der Glockner war von einer dichten Nebelwolke umhüllt. Das feierliche Schweigen der Natur wurde durch den dumpfen Donner der Wasserfälle, das Schwirren der Insekten und die Töne der Abendglocke gebrochen; ein Schauer durchbebte uns, wie in einem Heiligthume, und unsere Blicke hingen unverwandt auf jenem Wolkenschleier, der das Ziel unserer Wünsche, den Lohn unserer Mühe verbarg. Nur eine kurze Strecke lag zwischen uns und Heiligen-Blut, als eine plötzliche Luftbewegung, wie auf höheren Wink, die Hülle zerriß, und wir waren stumm und unbeweglich an die Stelle gebannt. Man

*) Der Verfasser des trefflichen Handbuchs für Reisende durch die österreichische Monarchie, nun leider durch eine langwierige Krankheit außer Thätigkeit.

denke sich eine kolossale Pyramide aus breiten schimmernden Schnee- und Eiswänden bis zur Nadelspitze emporgethürmt, auf der man sich hinaufzuschwingen wähnt, um wie Prometheus den Lebensfunken den Strahlen des Himmels zu entreißen, denke sich diesen prangenden Altar der Natur über ein in finstere Nacht begrabenes Thal, und dunkle Kuppen emporragend im Glanze des Mondenlichts, das Schwarzblau des Firmaments, von unzähligen Sternen funkelnd, das Murmeln der Gießbäche, die feierlichen Klänge der Abendglocke, und man hat nur einen versudelten Schattenriß von der bewunderungswürdigen Szene.

Am 25sten Juli Mittags.

Man kann leicht errathen, daß uns die ersten Strahlen des Tages wach gefunden haben, und daß der erste Blick, zu dem wir die Augen öffneten, in die Gegend gesandt wurde, wo wir gestern den Glockner gesehen hatten; allein undurchdringliche Wolken hatten das Riesenhaupt unsichtbar gemacht, und sich bis auf die Leiterköpfe herabgesenkt. Bald ergoß sich der Himmel neuerdings in Strömen, und hätten wir nicht schon in der Nacht, als sich die freundliche Mondscheibe verbarg und ein Sturm sich erhob, auf alle Hoffnung verzichtet, so wären wir uns sicher in unseren Klagen über den fortwährenden Regen konsequent geblieben. Für dießmal tröstete uns das Andenken an den gestrigen Abend, und die angenehme Bekanntschaft mit Herrn Dr. Hoppe, die wir heute machten. Wir fanden den gelehrten Greis, der sich noch einer wunderbaren Rüstigkeit erfreut, eben beschäftigt, seine botanische Ausbeute von einer Exkursion auf die Wasterze, zu reinigen und einzulegen. Sein Stübchen, in dem er schon 30 Sommer haust, hat er zu einem botanischen Laboratorium umgeschaffen, wo er an Regentagen seine Pflanzen präparirt,

trocknet und in sein bewunderungswerthes Herbarium aufnimmt. Seine Aeußerung, daß die meisten Herbarien im Vergleich mit den seinigen „Heu und Stroh" wären, fanden wir nichts weniger als übertrieben, da jede einzelne Pflanze in demselben jahrelang seine natürliche Farbe behält. Nur Schade, daß seine herrliche Methode, die Pflanzen aufzubewahren, mit einem so großen Zeit- und Kostenaufwande verbunden ist, daß sie nie allgemein unter den Botanikern werden kann. Er empfing uns mit vieler Güte, und die Unterhaltung bewegte sich bald in so ungezwungener Vertraulichkeit, daß wir es kaum bemerkten, als der düstere Himmel sich erheiterte, und plötzlich das Eisglöcklein rein und blendend im Sonnenlichte glänzte. Der Dollond wurde nun eiligst aus der Wohnung des Pfarrers herbeigeholt und im sogenannten Herrenzimmer aufgestellt, um die Gestalt des Glockners näher zu besehen. Das mit freiem Auge unbedeutend erscheinende Glöcklein zeigt sich dadurch als ein mächtiges Eisprisma, dessen fast vertikale Abstürze und deutlich sichtbare Schneide, über die man hinaufklimmen muß, in seiner fürchterlichen Einfachheit eben kein einladender Anblick für einen erschütterlichen Muth ist; der meinige wäre bald gebrochen, als ich auf jedem Gesichte der umstehenden Landleute Zweifel an dem Gelingen meines Vorsatzes unter den dermaligen Witterungsverhältnissen, las. Die bestimmten Führer antworteten mit zweifelhaften Mienen, in denen ich mir wenig Trost holen konnte. „Die Wetterpropheten unter diesen Leuten," sagte Dr. Hoppe treffend, „haben das Meiste mit den wetterkundigen Astronomen gemein; sie sehen sich nach allen Weltgegenden wichtig um, vergleichen ihre Erfahrungen mit den gegenwärtigen Umständen, und versichern am Ende hoch und theuer, daß sie nichts wissen." Doch tröstete mich die Nachricht, daß es seit zehn Tagen in Heiligen-Blut zwar täglich

regne, die Vormittagsstunden aber immer durch einen klaren Himmel ausgezeichnet seien, und ich wurde hauptsächlich hierdurch bestimmt, heute noch zur Salmshöhe aufzubrechen, um am morgigen Tag die Gunst des Himmels zu benutzen. Mein Freund Seiny begnügte sich mit dem großartigen Anblicke des Glockners, und ist mit einem Jäger nach dem gelobten Lande der Naturfreunde, — Italien — auf den Pasterzengletscher gewallfahrtet, während ich zurückbleibe, um mir nicht durch einen kleinen Ausflug Abbruch an Kräften zur Glocknerreise zu thun, sobald sie zurückkehren, breche ich auf.

In der Kuhhütte im Leitergebirge,
Abends um 8 Uhr.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh'.

Göthe.

Meine Freunde, die ganz durchnäßt von der Wasserze zurückkamen, waren höchlich erstaunt, mich trotz den Regengüssen noch immer unerschüttert zur Ersteigung des Glockners entschlossen zu finden, und als ich ihnen nun vollends die Instrumente abgenommen, und mich alles Ernstes gerüstet hatte, da nahmen sie mit so weinerlichen Mienen von mir Abschied, als wollten sie sagen:

„Du wirst hingeh'n, wo kein Tag mehr scheinet,
„Der Kozytus durch die Wüsten weinet."

Nur Herr Dr. Hoppe reichte mir mit Lächeln über die komische Rührung meiner Freunde, die Hand, in deren vertraulichen Druck ich genug der Ermuthigung fand. Audacem fortuna juvat dachte ich, und trat an meinem 7 Fuß hohen

Alpenstock mit dem Führer Brandstätter die Reise fröhlich an. Die beiden andern Führer, Dominikus Wlader und Mathias Noyacher, waren schon Mittags mit Mundvorrath, Steigeisen, Hauen, Schneekratzen und Seilen zur Salmshütte aufgebrochen, um sie zu einem bequemen Nachtlager einzurichten, vorläufige Beobachtungen über die Gestaltung des Kesses anzustellen und Anstalten zur völligen Ersteigung, die auf die Morgenstunden des kommenden Tages festgesetzt ist, zu treffen. Für heute mußten wir unsere Hoffnung aufgeben, die Salmshütte zu erreichen, und beschlossen noch, vor Einbruch der Nacht entweder in der Sennhütte am Trog, oder in der Kühhütte zu bleiben. Der Glockner war schon seit Mittag unsichtbar, und die drei Köpfe des Leitergebirges, von welchen der Glockner emporsteigt, so wie alle übrigen Höhen, die das Heiligen-Bluterthal umgeben, sparsam beschneit, ein gutes Omen nach Brandstätters Versicherung für die baldige günstige Veränderung des Wetters. Ungefähr eine halbe Stunde lang schritten wir rasch an dem linken Ufer der Möll, bis wir über eine Brücke auf die Zais (Zaas) kamen, wo wir schon zu steigen anfingen. Bald hörten wir ein nahes Brausen, in dem sich der Fall der Gößnitz verrieth. Auf die Kante einer glatten Felsenwand tretend, übersahen wir hier den schauerlichen Kessel, in den sich die eben wasserreiche Gößnitz hinabstürzt. In der Tiefe desselben hat Herr Dr. Hornschuh vier neue Moose entdeckt. Ich schwang hier eine aus Sacktüchern zusammengebundene Fahne, da mir Brandstätter bedeutete, es sei nun das letzte Mal, daß wir Heiligen-Blut sähen, bis wir es, „so Gott will," vor den Schneewänden des Glockners wieder fänden. Mit meinem Fernrohr sah ich meine Freunde den Gruß mit flatternden Tüchern erwiedern.

Von nun hielt uns ein dichter Wald in seinem Dunkel verborgen, und wir stiegen immer am Rande tiefer mit Wald-

gestripp eng bewachsener Schluchten, in welchen wir das Brüllen tobender Wildbäche hörten. In der Sennhütte am Trog erkundigte sich Brandstätter, ob es rathsam sei, heute noch über die böse Platte zu gehen, und erhielt die wenig erfreuliche Auskunft, daß der Pfad stückweise ganz eingefallen sei durch das anhaltende Regenwetter, und daß ich schlechterdings nicht fortkommen werde, wenn ich nicht einen „guten Kopf" habe (schwindelfrei wäre). Brandstätter hatte mich aber schon beim Gößnitzfall an dem Rande des Kessels furchtlos stehen geseh'n und schloß daraus, daß wir auch ohne Hindernisse über die böse Platte kommen werden. Die Einförmigkeit unseres Weges blieb unverändert, blos die Vegetation nahm allmählig ab, das üppige Grün verwandelte sich in braune Alpentrifft, die Föhren wurden seltener, kürzer, die schlanke Tanne verkrümmte sich, jedoch ohne in eigentliches Krummholz überzugeh'n, und plötzlich hörte die Baumregion ganz auf, als wir auf einem Steg über den Leiterbach auf die gefürchtete böse Platte kamen. Aber meine Phantasie, die sich bisher mit Vorstellungen von dieser gefahrvollen Stelle ängstigte und mir fürchterliche Abgründe vormalte, über die man schwebend stets den Tod vor Augen habe, fand sich diesmal angenehm durch die verminderte Gefahr, unangenehm in der Erwartung eines erhabenschönen Alpenthales, eines Chamouni, doppelt getäuscht. Eine lange traurige Schlucht, von paralell laufenden Kuppen gebildet, deren Tiefe nicht einen Fußbreit mehr flachen Raum hat, als der felsenschleifende Leiterbach sich gewaltsam gegraben hat, zieht sich hier in die Höhe. Beide Kuppenreihen fallen sehr jäh ab, sind zwar bewachsen, aber das matte Kolorit des Alpengrases, nur selten durch eine Fichte, die ihre blanken Wurzeln hinausstreckt, oder durch hervorstehende Schieferblöcke unterbrochen, vermag nur Mißfallen zu erregen. Kaum über die Brücke gelangt, mußten wir über

eine zwei Klafter hohe Wand mit einer handbreiten Stufe uns hinüberschwingen, und Brandstätter bezeigte mir seine Verwunderung darüber, daß ich diese angeblich gefährlichste Stelle des Katzensteiges (böse Platte, auch Leitersteig genannt) ohne seine Beihülfe überschritten hatte. Mein Zweifel an dieser Angabe fand sich aber bald gerechtfertigt, denn der enge Pfad, der von Zeit zu Zeit Verbesserung bedarf, war durch den unaufhörlichen Regen theils eingestürzt, theils von so lockerer Basis, daß er unter den Füßen brach, und der aus seinen Schichten gelöste Schiefer in den donnernden Leiterbach kollerte. Der Wirth in Heiligen-Blut, der sich seit langer Zeit bemüht, den viel zu scharfen Tadel des Herrn Dr. Schultes zu entkräften, hat diesen Steig einigemal verbessern lassen, und vor jeder versuchten Glocknerbesteigung wurde er vorläufig untersucht und hergestellt, aber immer durch das nächste Regenwetter zerstört. Die Höhe des Katzensteiges über den Leiterbach ist verschieden, bald 10, bald 40 Klafter, der Abhang selten senkrecht, und sogar für einen geübten Bergsteiger, freilich mit unsäglicher Gefahr, ersteiglich; allein er bietet nichts dar, woran sich ein Stürzender klammern könnte, und ein solcher Unglücklicher wäre unrettbar in der Leiter verloren. Das stärkste Hornvieh vermag sich nicht aus den Wellen zu retten, und zentnerschwere Steine werden wie Spielbälle fortgeschleudert und zerschellt. In gemäßigten Sommern ist dieser furchtbare Wildbach jedoch minder reißend, weil da seine Quelle, der Leitergletscher, minder ergiebig ist. Die gefährlichsten Stellen fand ich an den Uebergängen in der Mitte der bösen Platte, wo uns eine starke Muthprobe erwartete: Eine an 40 Klafter hohe, streng vertikale Schieferwand, deren abgebrochene Schichten kaum 5 Zoll Breite hatten, erhob sich gerade dort über den Bach, wo er einen hohen Fall bildet, und das Getöse der abgebrochenen Wellen die Sinne be-

täubt. Es galt nur einen einzigen Schritt, aber an ihm hing ohne Zweifel Leben und Tod. Brandstätter rieth mir, nicht in das schäumende Wasser zu sehen, und wollte mir die Hand reichen, aber ich war schon mit einem Sprunge drüben. Der Weg war hier ganz eingestürzt, und die Gefahr wäre leicht vermeidlich gewesen, hätten wir diese Verwüstung des Wetters ahnen können. Bald darauf kamen wir bei der am rechten Ufer gelegenen Kuhhütte an, und der schwankende, mit einigen Steinplatten nachlässig belegte Weg, war das letzte Hinderniß des Tages. Da aber durch das Schwanken des Baumes leicht eine dieser Platten aus dem Schwerpunkte gebracht, hinabfallen konnte, wählte ich lieber eine Lawine in einiger Entfernung zum scheinbar sicheren Uebergang. Ein Weib, das aus der Hütte gekommen war, schrie uns ängstlich zu; wir konnten ihre Warnung aber erst verstehen, als wir glücklich am anderen Ufer angekommen waren. Sie erzählte uns nun, daß diese Eisbrücke, durch Regen und Wärme geschmolzen, täglich sinke, und wahrscheinlich binnen Stunden einstürzen werde.

Ich schreibe diese Zeilen in einer jämmerlichen Positur, auf den Heerd neben einem ungeheuren Milchkessel hingekauert, und brate auf einer Seite an dem Höllenfeuer*), welches die Sennerin anschürte, während die andere Seite von der empfindlichsten Kälte erstarrt. Ein fürchterlicher Sturm hat sich erhoben, und schleudert einen Stein nach dem andern von dem Dache herab, der Regen dringt auf allen Seiten ein, und ein Guß, der von Zeit zu Zeit auf meine Schultern schießt, jagt

*) Es ist eine merkwürdige Eigenschaft dieser Region, daß sie der Gewalt des Feuers widersteht. Nur mit Mühe kann ein Feuer in einem umschlossenen Raum hervorgebracht werden, und man kann ohne Gefahr die Flammen bis an die hölzernen Wände lodern lassen, es wird sich nichts entzünden.

mir einen Schauer durch den ganzen Leib. Ich muß leiden und lachen, denn die gutmüthigen Leute sind so guter Laune, daß sie einem Kato ein Lächeln abgewinnen. Die Schweine poltern an der Thüre, und rufen mit kannibalischem Gegrunze die mütterliche Sorgfalt der Sennerin an; aber die Rücksicht meiner allein verhindert diese, die Tafel mit ihnen zu theilen.

Heiligen-Blut, am 27sten und 28sten Juli.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Wand'rer auf schwindligem Weg,
Er schreitet verwegen auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling, da grünet kein Reis,
Und unter den Füßen ein nebliches Meer,
Erkennt er die Stätte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Schiller.

Die Nacht vom 25sten auf den 26sten war die leidenvollste, welche ich in einer Sennhütte zugebracht habe. Ich hatte mir ein Heubehältniß unter dem Dache zum Ruhplatze erwählt, allein der Schlaf wurde durch die immer wachsende Kälte (2 und 3 Grad Reaum. unter 0) verscheucht, und ich zwischen Wachen und Träumen in einem Taumel erhalten, der eher zu meiner Ermattung, als zur Erhaltung meiner Kräfte beitrug. Ich nahm daher meinen Platz am Heerdfeuer wieder ein, und seufzte nach dem Anbruch des Tages. Brandstätter lag in tiefem Schlafe, und die beiden Sennerinnen träumten, bis über die Ohren im Heu, wie auf Eiderdunen, unbekümmert um einen weichlichen Städter, dessen Blut bei einer Temperatur erstarrte, bei der sie des erquickendsten Schlafes genossen. Um 2 Uhr legte sich der Sturm, um 3 Uhr glänz-

ten die Sterne am Himmel, und ein warmer Wind strich durch das hohe Thal. Brandstätter, der nun erwacht war und besorgt den Himmel anstarrte, bemerkte, daß wir hohe Zeit hätten aufzubrechen, wenn uns kein Unglück begegnen sollte, und wir die unsichtbare Glocknerspitze erreichen wollten. Wir verließen daher eine halbe Stunde nach 3 Uhr im Zwielichte die Hütte, und wählten abermals die Eisbrücke zum Uebergange, um auf die Fortsetzung der bösen Platte, längs der schäumenden Leiter, zu gelangen. Die Schilderung dieser neuerdings gefährlichen Reise im Halbdunkel, wo wir jede feste Stelle mit dem Stocke suchen mußten, um sicher darauf zu fußen, wo wir oft den Stachel desselben tief in die Vorsprünge der Schieferschichten hineintrieben, und in einer schiefen Lage über Wasserstürze überhängend, das ganze Gewicht des Körpers dieser einzigen Stütze vertrauten, würde dem Leser mehr bange machen, als mir selbst zu Muth war, und doch ist mir die Erinnerung hieran lästig. Die Gefahr lag nicht in der Beschaffenheit des Pfades, als vielmehr in der Dunkelheit, welche jeden Schritt zum Wagniß machte, jeden Sprung zur Tollkühnheit. Die Sterne verschwanden bald in den Wolken, die Sonne erschien glanzlos am Himmel, und wir verließen endlich die böse Platte, indem wir an der Ochsenhütte (6624 Fuß hoch) vorbei, über den Rauhenbühel, wo das letzte Alpenvieh, auf dem wankenden, von einer Menge Quellen durchströmten Boden, eine spärliche Weide findet. Im Thale des Leiterbachbeckes ist, nicht ferne von hier, eine Grenzmark, die Tirol von Kärnten scheidet, jenseits welcher eine tirolische Sennhütte, in einer Seehöhe von beinahe 7000 Fuß, die letzte menschliche Wohnung im Vorgebirge des Großglockners, sich befindet. Von Kuppe kommen wir nun auf Kuppe, ohne Pfad, über ziemlich gute Alpentriften, ohne öfter zu ruhen, als es nöthig war, um

Athem zu holen, was uns theils wegen der dünnen Luft, theils wegen des kalten Windes, der vom Gletscher und den beschneiten Gipfeln des Leitergebirges herabkam, beschwerlich wurde. Ein Rückblick von den Steinen — einem mit Steinen besäeten Hügel — stellte uns eine prachtvolle Uebersicht des Gletschers von der Fleiß dar; neben ihm ragte der beschneite Rufen, näher der Krater und der Schwert im Leitergebirg empor. Als wir die letzte Hube überschritten hatten, sahen wir uns plötzlich in eine todte Wüste, mit einem weit ausgebreiteten Plan von Schiefergetäfel, versetzt, über welche sich das anlockende Eiswasser ergießt, und später den Leiterbach bildet. Ein Trunk aus diesem Wasser hat schon Manchem den Tod gebracht; es wäre jedoch absurd, diesem Wasser eine andere zerstörende Kraft zuzuschreiben, als die außerordentliche Kälte, da es, geläutert von allen fremdartigen Stoffen, blos aus geschmolzenem Eise besteht. Brandstätter, der selbst einen Bruder als Opfer eines unvorsichtigen Trunkes aus diesem Wasser beklagt, scheute sich nicht, hier nach Herzenslust zu trinken. Schultes nennt dieses Wasser „trübe, schlammig," ich fand es hell und rein. Es läßt sich aber vermuthen, daß es zu Zeiten bei großer Hitze, durch das heftige Strömen und das Fortschieben der Gletscher getrübt und mit Erde geschwängert wird. Auch die Warnung desselben, daß man Kolik oder Diarrhoe von diesem Wasser bekomme, fand ich ungegründet und leicht zu verhüten, indem man einige Tropfen Rum in den Becher gießt, ehe man sich dieses Trankes im Nothfalle bedient. Der übermäßige Genuß des Weines verursacht oft mehr Uebel, als das Eiswasser. — Wir mußten hier von Schollen auf Schollen springen, da aller übrige Terrain im Wasser stand, und noch dachte ich mir die Salmshütte (47° 2′ 48″ Breite; Höhe 139,353 Toisen) fern, als sie plötzlich wenige Schritte vor uns stand.

Die beiden andern Führer, Aklaber und Royacher, empfingen uns mit ungeheuchelter Freude, denn da wir ihnen gestern versprochen, noch Abends in der Salmshütte einzutreffen, so fürchteten sie bei unserm Ausbleiben, es habe uns Nacht oder Nebel überrascht, und erwarteten uns die ganze Nacht wachend. Sie erzählten, wie ein gellender Schrei, gleich einer Menschenstimme, der wahrscheinlich von einem Adler oder Schneehuhn herrühren mochte, sie aufgeschreckt habe, wie sie ängstlich mit brennenden Holzstücken die ganze Gegend durchsucht hätten, ohne Erfolg aber bald wieder in die Hütte zurückkehren mußten, da die herabsinkenden Nebel der Gewitterwolke ihre Nothfackeln ausgelöscht, und sie in Gefahr waren, entweder in eine Schlucht zu stürzen, oder im Falle einer Betirrung zu erfrieren. Die Salmshütte besteht aus zwei Kammern und einer Küche, die von der Wohnhütte einige Schritte entfernt ist. Sie sind bekanntlich durch den Erzbischof Fürst Gurk-Salm-Reifferscheid gestiftet, 1809 zerstört, und seitdem mehrere Male wieder erbaut und zertrümmert, bis sie 1826 auf Veranlassung und Kosten des Geometers Partsch und des Wirthes von Heiligen-Blut, in den gegenwärtigen, ziemlich dauerhaften Zustand versetzt wurden. Sie sind aus Chloritschieferplatten aufgeschichtet, die in der Gegend umherliegen. Wir lagerten uns hier auf Bänken um den Heerd, und brachten eben einen fröhlichen Toast dem Andenken Fürst Salms, als plötzlich die Glocknerspitze, von allen Nebel befreit, vor uns stand.

Nach kurzer Rast wurden die Steigeisen angeschnallt, ein schwarzer Flor vor die Augen gebunden, um sie vor dem blendenden Schneelichte zu schützen, und so verließen wir das letzte sichtbare Werk menschlicher Hände in diesen Regionen. In der Umgegend der Salmshütte zeigt sich dem Wanderer, der aus der grünen Tiefe kömmt, die wilderhabene Schönheit der

Natur des Hochgebirges. An der Grenze alles animalischen und Pflanzenlebens, wo nur noch die kümmerliche Eisnelke vegetirt, wenige Schritte vom Gletscher entfernt, wo die Gemse selbst scheu zurückflieht, bietet sie dem Kühnen Schutz. Nächst ihr zieht sich der Gletscher in schiefer Lage an die Schneewände des Glockners hin, während auf beiden Seiten leblose Kuppen von Chloritschiefer emporsteigen, kein Staubkorn tragend, nackt, kaum den Schnee, welchen die stäubende Windlawine hinwirbelt, auf ihren schroffen Wänden haltend, ein festes, furchtbares Ufer des Gletschers. Rechts steigen Schneewände hinan, bald blendend weiß, bald düster grau, wo der Schnee schon zum Uebergange zum Kees sich vorbereitet.

Brandstätter eilte voraus, und kam mit der Nachricht wieder, daß sich der Gletscher wieder bedeutend verändert habe, und der sonstige Weg zur Scharte durch ungeheure Klüfte, zum Theil mit einer trügerischen Schneedecke überzogen, durchaus unzugänglich sei; wir müßten uns rechts wenden, und so viel möglich das Kees meiden, welches er nie von so breiten Spaltungen durchschnitten denke. Zugleich machte er den Vorschlag, Bretter aus der Salmshütte zu holen, um sich ihrer als Brücken zu bedienen. Da die Salmshütte aber schon zu weit entlegen war, so schlug ich vor, die Klüfte, wo möglich, zu übersetzen, oder, im Falle dies unmöglich wäre, für heute die Ersteigung gänzlich aufzugeben. Das laute Strömen in der Tiefe und lautes Krachen im Eise mahnten uns zur größten Vorsicht. Letzteres glich dem Klange des Metalls, und zog sich mit Blitzesschnelligkeit aus der Ferne bis zu unserm Standpunkt hin, wo es sich in einen donnerähnlichen Knall endigte. Zu gleicher Zeit schoß zwischen den blauen Eiswänden ein neuer Strom hervor, und bestätigte uns in der Vermuthung, es sei unter der harten Schneedecke eine neue

Kluft entstanden, die uns Gefahr bringen könne. Die Oberfläche des Keeses war dennoch so hart, daß unsere Steigeisen bei jedem nachlässigen Tritt mit einem widrigen Ton abglitten, und der Stachel des Alpenstockes nicht ins Eis dringen konnte. Wir verließen jedoch diesen Theil des Gletschers bald, um über einen hochaufgelagerten Schieferhaufen zum oberen Kees zu gelangen. Das Gerölle, verschieden von jenem im Kalkgebirge, bestand aus verwittertem Schiefer, und war so lose und fast grundlos, daß es unter den Füßen in ganzen Massen wich, die mir eine deutliche Vorstellung von dem furchtbaren Steinwandeln und den Bergstürzen verschafften. Nur einzeln war es möglich, dieses Hinderniß zu überwinden, da alle gegenseitige Unterstützung aufhörte, und der Alpenstock nirgends einen Stützpunkt fand, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, im Schutte zu versinken. Das Rollen der Steinlänen, das Knarren der Steigeisen und unsere eigenen Stimmen hallten grauenhaft auf den fernen Leiterköpfen wieder, bis wir nach unsäglicher Anstrengung am Fuße einer Schneewand ankamen. Wir glaubten nun bequemer fortzukommen, allein der Schnee war weich, und ergoß sich unter uns in kleinen Lawinen; das Athmen wurde uns beschwerlich, und die Muskelkraft nahm so stark ab, daß wir alle hundert Schritte einige Minuten ruhen mußten. Zu diesem Zweck mußten jedesmal Löcher in den Schnee gegraben werden, in welchen wir, wie in Stühlen sitzend, die gähnenden Schlünde des Gletschers übersahen. Die steile Scharte war mit dickem Nebel bedeckt, und meine Hoffnung wurde immer schwächer. Meine Führer sprachen mir nicht ermuthigend zu; über unseren Häuptern hing der trübe Himmel wie Damokles Schwert, von der Scharte tanzten Schneestäubchen, vom Sturm gelößt, hinab, und wuchsen im Fall zu einer Rauchmasse, die in den Lüften zerstob. Brandstätter allein sah sich ruhig den besten Pfad

aus, und träumte immer noch von der großen Glocknerspitze, die er heute mit mir zu erreichen hoffte. Am Fuße der Scharte machten endlich meine Führer Anstalt, mich hinaufzuziehen; Brandstätter stieg mit Aslaber voran, und bald verschwanden sie im Nebel. Das Seil wurde herabgeworfen, und ich klomm nun im Schutze desselben hinan. Diese Scharte ist eine fast senkrechte Klemme, die von Felsen auf beiden Seiten eingeschlossen, keine Aussicht gewährt, als hinab in die grauenvolle Tiefe, oder hinauf in die Wolken, welche sich hier tief herabsenken. Jeder Schritt stieß eine Lawine hinab, und nur das Seil verhinderte meinen Sturz; bei festerem Schnee, in einer weiter vorgerückten Jahreszeit, dürften alle diese Hindernisse wegfallen. So erreichte ich die Höhe der Scharte, und somit die Hochwartshöhe (1732 Toisen nach Schiegg), wo auf Veranlassung des Bischoffs Hohenwart eine Hütte erbaut wurde, die nun in Eis und Schnee begraben liegt. Wir achteten den Nebel nicht, welcher über uns lag, und setzten den Weg mit äußerster Vorsicht fort, fest entschlossen, erst dann Miene zum Rückzug zu machen, bis ein unüberwindliches Hinderniß uns in den Weg trete. Aber nur zu bald stellte es sich uns entgegen, denn der scheinbare Nebel war nichts anders, als der Vorgänger einer großen Gewitterwolke, die hinter dem Glocknerkegel sich hervordrängte, glücklicherweise ihre Richtung nicht gegen uns nahm. Wir warfen uns nun nieder, um während der Ruhe, ohne welcher wir keinen Schritt zu thun im Stande waren, zu berathschlagen, und wo möglich das Vorübergehen der Wolke abzuwarten. Unsere Umgebung war unter diesen Verhältnissen furchtbar wild. Zu unsern Füßen stürzten blendende Abgründe hinab, in deren Tiefe der Nebel die Aussicht verschloß; die Spitze des Glockners, scheinbar nur wenige Klafter über unserm Standpunkte erhaben, war von finsterem Rauch umbraust, Todtenstille rings-

umher, nur selten durch das Gekrächze des tief unten schwärmenden Schneehuhns, oder das Pfeifen und Krachen des Gletschers gestört. Kein Insekt umschwirrte uns; keine Bewegung, so weit das Auge spähte, als die eilender Wolken, vom Sturme gepeitscht, oder wirbelnder Schneegestöber, offenbarte sich in diesem Reiche des Todes, dem öden Grabe der organischen Natur, in dem nur der Mensch allein noch zu athmen wagt. Aber gerade hier, wo der Mensch ganz allein steht, wo sich ihm Regionen öffnen, die der ganzen animalischen und Pflanzenwelt unerreichbar sind, wo er seine Erhabenheit über Alles, was ist, seine Uebermacht an Intelligenz am meisten und lebhaftesten fühlt, gerade hier, wo er den hohen Rang erkennt, welchen er unter allen Wesen einnimmt, ist es, wo er auch die erschütternde Größe und Macht des Urwesens am innigsten verehrt, sein atomisches Sein in dem unendlichen Weltall mit Zerknirschung erkennt. Es ermüdet mich der Versuch, alle jene Gemüthsbewegungen anzudeuten, die Schritt auf Schritt, Sekunde auf Sekunde mich ergriffen, den Augenblick zu schildern, wo die Nebelhülle vor uns zerfloß und eine Welt vor uns lag, wie die Planeten sich darstellen mögen vor eines Seraphs Blick. Verlorne Mühe, vergebliches Sinnen! Es paßt kein Gleichniß zu der Natur, als wider sie; es giebt kein Wort, als der Name des Herrn, welcher unsere Gedanken in solchen Momenten faßt; es ist kein Gebet so brünstig, kein Glück so segenreich, kein Gefühl so bedeutungsvoll, als die Liebe der Natur: es ergreift uns die verwandte Kraft, und giebt uns der Gottheit, es ist ein Drängen, ein Kämpfen des Geistes, das die Scheidewand zwischen ihr und dem Unendlichen zertrümmern möchte, es ist eine unaussprechliche Steigerung unseres Bewußtseins, der höchste Schmerz vereinigt mit unendlicher Freude — ein göttlicher Wahnsinn, der sich mit einer Geistesohnmacht endigt. Wer da kraftlos ist,

her, muß hier unterliegen im Sturme aller Leidenschaften gegen eine gebrechliche Hülle, für einen Schwächling taucht die erhabene Natur nicht; er kann sie nicht begreifen, sie vernichtet ihn. Zwanzig Sekunden dauerte die Szene, und das Auge stierte wieder in schwarzes Gewölk. Was ich gesehen? Ausgebreitete Gletscher mit ihren Zacken, Prismen und Felsblöcken, Gebirgsketten mit unzähligen Bergspitzen, Städte, Flüsse, Seen, Ebenen, Thäler, Länder!

Ich streckte mich auf der Adlersruhe hin, um auszuruhen, und sah gegen die nahen Glocknerspitzen hin, als Brandstätter fast athemlos auf mich zukam, mit der ernstlichen Ermahnung, so eilig als möglich zur Salmshütte zurückzukehren, um der Gewitterwolke, die sich ungefürchtet genähert hatte, zu entfliehen. Die Seile wurden mir wieder um den Leib befestigt, und ehe wir noch unsere Sinne von der unvermutheten Drohung einer augenscheinlichen Lebensgefahr sammeln konnten, waren wir wieder am Fuß der Scharte angekommen. Der Rückweg mußte nun mit noch mehr Behutsamkeit angetreten werden, da die Spuren unserer Fußtritte von den immerwährend kreisenden Wirbelwinden gänzlich verweht waren. Wir fuhren nun alle auf unseren Mänteln pfeilschnell über jene Schneewände hinab, die wir mit großem Aufwand unserer Kräfte langsam erstiegen hatten, nachdem Brandstätter sich schon unten befand, und die Sicherheit des Weges untersucht hatte. Seine Kühnheit dabei war außerordentlich: er fuhr über die gefährlichsten Wände kopfunter, auf den Rükken hinab, drehte sich mitten im Sturze, und stand plötzlich mit Hülfe seines Stockes aufrecht, sobald er in der Tiefe angelangt war, um nicht in irgend eine verdeckte Eiskluft zu stürzen. Auf diese Art hatten wir bald das Kees erreicht, über welches wir, muthig über Klüfte setzend, unter heftigem Sturm zu dem Schieferhaufen und zur Salmshöhe kamen. Starr

vor Frost und ermattet lagerten wir uns wieder in der Küche, und ich versank bald darauf, unbekümmert um Sturm und Wolke, in einen lethargischen Schlaf. . . . .

Nach einer kleinen Stunde weckte mich das heftige Rütteln meiner Führer, welche sich schon zum Rückweg bereit hielten, da sich der Sturm gelegt und die eigentliche Gewitterwolke seitwärts gezogen hatte. Ich fragte, ob wir nicht von einigen Stunden bessere Umstände erwarten könnten; — ein gutmüthiges Lächeln war die verneinende Antwort Brandstätters. Ich trat vor die Hütte, aber da war Glockner, Scharte, Schneewände, ja selbst die nächsten Kuppen verschwunden und an ihren Stellen thronten finstere Wolken. Mit trauriger Resignation ergriff ich meinen Stock; da krächzte ganz nahe ein Schneehuhn — es klang wie das spottende wilde Lachen eines erzürnten Dämons, und es war mir zu Muthe, wie allenfalls unserem Stammvater, als er aus dem Paradies gejagt wurde. Bald grüßte ich wieder die lebende Natur, aber sie hatte jetzt keine Reize für mich, und ich sehnte mich nach dem Augenblicke, wo alle Erinnerung an diese verunglückte Reise, wie ein Traum beim Erwachen, verschwinden würde. Das letzte Abentheuer, und gleichsam das „Merks" des erzürnten Himmels, war das gefürchtete Gewitter, welches uns auf der bösen Platte einholte, und uns mit Hagel und Regen das Geleit bis nach Heiligen-Blut gab. Man bewillkommte mich mit Bedauern und zarten Vorwürfen, man klagte über Fatalität, man beruhigte sich, fand am Ende bei allem Mißgeschick noch ein Glück, nämlich, daß ich wohlbehalten Heiligen-Blut wieder erreicht habe, und gratulirte mir hiezu, wie jenem, der das Bein brach, „daß es der Hals nicht war."

Am 27sten und 28sten regnete es unaufhörlich, und wir konnten daher weder den Basterzen-Gletscher, noch die Was-

serfälle besuchen, vielweniger an einen zweiten Versuch zur Ersteigung des Glockners denken. Unser Aufenthalt in Heiligen=Blut hatte indessen nichts Unangenehmes, und wir unterhielten uns theils mit Hrn. Dr. Hoppe, theils mit Lesen im Glocknerbuche, wo wir viele Namen ausgezeichneter Gelehrten und mancher Freunde fanden. Der Eindruck, den diese Wunderwelt auf die Besucher der Gegend ausübte, spricht sich hier ohne Prunk und auf eine einmüthige Art aus, nur wird man oft entrüstet durch die Sudelei und Unanständigkeit einiger obskurer Personen, deren Unverschämtheit sich sogar auf verläumderische und beleidigende Bemerkungen neben den Namen allgemein geachteter Männer erstreckt. *)

Eine kurze Geschichte des Glockners, sammt einigen Höhenangaben, mag den Schluß meines Tagebuchs bilden. Der erste, welcher diese Wildniß betrat, und auf diesen Riesenkopf im kärntnerischen Grenzgebirge aufmerksam machte, war der gelehrte Abt Wulfen, welcher hier über 20 neue Pflanzen entdeckte. Zwar ist kaum zu zweifeln, daß längst vor ihm der Glockner besucht ward, aber in jener dunkeln Zeit war noch

*) Unter diesen zeichnet sich besonders ein gewisser Adler aus Heiligenstadt bei Göttingen, Dr. der Weltweisheit (!?) aus, der in einer langen Kapuzinade voll abgeschmackter Exklamationen und Apostrophen betheuert, von der Glocknerspitze den Schwarz= und Odenwald gesehen zu haben. Dieß wäre noch verzeihlich, da er dadurch keinen wahrscheinlichen Irrthum verbreitet hat, und jeder Schulknabe das Lächerliche dieser Behauptung einsieht; allein daß dieser Herr Dr. sich verläumderische Schmähungen auf die unschuldigen Landleute erlaubt, von deren Grundlosigkeit ich mich zur Genüge überzeugt habe, dürfte eben so wenig auf sein gutes Herz, als obige Behauptung auf seinen Verstand schließen lassen. Die Ehre des schlichtesten Landmanns ist ein so heiliges Gut, als der Ruhm einer öffentlichen Person, und die Verletzung derselben noch strafbarer, da er weder mit Rang noch Reichthümern die Flecken derselben bedecken kann. Welch' eine Weisheit muß die sein, deren Gesalbter dieser Doktor ist, welche ihn nicht Humanität lehrte, nicht verpflichtete, Menschengefühle und Menschenrechte zu heiligen!

der rege Sinn weder für die Naturschönheit, noch für ihr Wirken erwacht, und sie war daher kein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Schon in frühester Zeit wurde hier Bergbau kultivirt (s. Karinthia 1829, über den Bergbau im Möllthal von Scheuchenstuhl), und selbst im Munde des Volkes hat sich manche dunkle Sage erhalten von den Schätzen, welche hier unter Eis und Schnee begraben lägen. Im J. 1799 ward ein hoher Naturfreund, der Fürstbischof von Gurg-Salm-Reifferscheid-Krautheim, auf diesen merkwürdigen Punkt aufmerksam, und vorzüglich ihm hat man es zu danken, daß der Glockner ersteiglich wurde. Obwohl er die Hindernisse der Natur nicht aufheben konnte, so gab er doch durch die Errichtung einer Hütte auf der Salmshöhe, und einer andern auf der Hohenwarte Ruheplätze, durch welche es allein möglich wurde, der Natur Trotz zu bieten. Im J. 1800 unternahm er selbst, in Gesellschaft mehrerer Gelehrten, worunter Schiegg, der die Messung besorgte, und Prof. Hoppe, eine Reise nach dem Glockner, und zum Andenken hieran wurde auf der Spitze des Großglockners ein Kreuz aufgerichtet. Im Jahre 1809 wurde die Salmshütte von den Tirolern zerstört, die Hohenwarte unter Eis und Schnee begraben, erste wieder aufgerichtet, aber fast jedes Jahr neuerdings vom Wetter zerstört. In der Reihe der folgenden Jahre bis zum gegenwärtigen Augenblicke, wurde der Glockner selten von andern Personen, als Naturgelehrten und unbedeutenden Individuen aus den nächstliegenden Städten besucht, wie das Glocknerbuch erweist, das unter andern folgende Namen nennt: Freih. v. Zoys (1795), Dr. Hoppe aus Regensburg, Dr. Martius aus Erlangen, Dr. Hornschuh aus Greifswalde, Dr. Barthing aus Hannover, Dr. Braun aus Salzburg, Dr. Rhode aus Bremen. Schnitzlein aus Ansbach, Vest aus Klagenfurt, Sieber aus Prag, Schultes, Traunfellner, Prof. Stampfer und P. Thur-

wieser, Hartsch. Nur wenigen unter diesen Gelehrten ist die Ersteigung des Berges geglückt, noch wenigere haben wissenschaftliche Ausbeute dort erlangt, und man kann noch immer sagen, trotz den vier Bänden Glocknerreise von Schultes, trotz den vielen in Zeitschriften verbreiteten Aufsätzen, es sei noch nicht genug geschehen. Der Glockner ist, unter den Schweizerbergen von gleicher Höhe, mit viel weniger Schwierigkeiten zu ersteigen, während Naturkundige hier eben jene Versuche zur Enthüllung manchen Geheimnisses anstellen können, und die Resultate derselben dürften um so erfreulicher sein, als man hier mit Muße, ohne mit tausend Gefahren kämpfen zu müssen, das Wirken der Natur in diesen Regionen beobachten könnte. Das Gebiet der Flora am Glockner könnte Niemand würdiger bearbeiten, als Hoppe, welcher seit 30 Jahren in jedem Sommer die Gegend besucht.

Ueber die Höhe des Glockners haben wir eine Menge verschiedener Angaben, worunter folgende Tabelle von Schiegg wohl am verläßlichsten sein dürfte.

Aus Barometer-Beobachtungen nach Trembley's Formel berechnete Höhen in Toisen*).

Namen der Oerter.		Salmshöhe.	Heil. Blut	Salzburg.	Die Meeresfläche.	Die Donau bei Wien.
Großglockner	ist erhaben über	603°56	1295°,3	1762°,27	1997°,08	1917°,08
Salmshöhe		— —	691° 7	1158°,71	1393°,53	1313°,53
Hohenwartshöhe		338°,8	1030°,5	1497°,5	1732°,3	1652°,3
Hütte in Leitersteigl		— —	402°,3	869°,3	1104°,13	1024°,13
Heiligen-Blut		— —	— —	466°,35	701°,78	621°78
H. Blut-Tauern		48°,5	466°,35	1108°,22	1342°,—	1262°,78
Klagenfurt		— —	— —	24°,24	259°,—	179°,—
Salzburg		— —	— —	— —	234°,8	154°,8
Wiener Donaufläche		— —	— —	— —	80°	— —

Nach Vierthaler wäre der Kleinglokner, wo das Barometer 214,8 hoch, 1982 Toisen oder 11892′. Der Großglokner, wo das Barometer 214 hoch, 1998° oder 119,88′, und mit dem zwei-Klafter hohen Kreuz 1200° oder 12000′.

*) Die Pariser Klafter (Toise) verhält sich zur Wiener wie 37 : 36.

Horizontale Abstände mehrerer Punkte in der Umgebung des Großglockners.

Von	Kraker.	Gr. Glockner.	Salmshöhe.	Schwert.	Wasserkopf mit trigon. Piramide.	Freywandeck geogr. Sign. nö. d. Gemsgr.	Brennkogel.	Spillmann.	Gemsgrube östl. Anfang.	in gerader Linie.
Heiligen-Blut	2385	6255	5155	4265	2730	4040	3530	3635	—	Kirchthurm zu St. Vincenz.
Kracker	—	4000	2782	1915	2025	2265	3580	3005	—	erste von Heil.-Blut sichtbare Spitze.
Gr. Glockner	4000	—	1635	2100	4160	2510	5246	4194	1970	höchste Spitze.
Adlersruhe.	—	1380	1265	—	—	—	—	—	—	nur beiläufig, da die Lage der ehemals
Hochwarte	—	816	840	—	—	—	—	—	—	hier bestand. Hütten n. best. werd. kann.
Schwert	1915	2100	—	—	2677	1485	4145	3200	—	Trigon. Signal daselbst.
Stubacherhöhe.	6615	3050	—	—	—	—	6350	—	—	3fache Grenze zwisch. Tir. Krnth. Salzb.

Durch den Geometer Ed. Partsch in Wiener Klaftern bestimmt.

(Aus dem Glocknerbuche.)

Der Morgen des Tages, der zu unserer Abreise bestimmt war, brachte, wie seine Vorgänger, Sturm und Regen, und zwang uns so zur Abreise. Mit Rührung nahmen wir von Herrn Dr. Hoppe Abschied und gingen zu Fuß nach Dellach, um von dort einen Wagen nach Lienz zu miethen. Allein häufige Wolkenbrüche, die von der Alpe Göritz und andern Bergen herunter kamen, hatten die Straßen unfahrbar gemacht, ja selbst Fußgängern bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt. Von Dellach bis Winklern war die Straße theilweise von Felsentrümmern verschüttet, über welche neuentstandene Wildbäche herabschäumten. Wir selbst waren in Gefahr, von den kleinen herabstürzenden Steinlawinen beschädigt zu werden. Von Ort zu Ort hörten wir von neuen Verwüstungen des anhaltenden Regenwetters, und selbst die Poststraße war von den angeschwollenen Wildbächen zerrissen worden. Von Winklern stiegen wir den hohen Eselsberg hinan, um über seinen Rücken in das Pusterthal zu gelangen. Es war jetzt die einzige gangbare Brücke zwischen den beiden Thälern Tirols und Kärntens, und sieh da, auf dieser Eselsbrücke ward uns das Götterschauspiel des Siegs der Sonne über die finsteren Wolkenheere — ein prachtvoller Regenbogen war über das Pusterthal gespannt. Die Provinzialgrenze Tirols war überschritten, und nun gings bergab in eine andere Welt. Dieser Uebergang über den Eselsberg kann jedem Reisenden für die Ersteigung einer Alpe abgerechnet werden. — Die Mühe ist nicht erschöpfend, der Genuß königlich.

Theater in Italien.

Ueber den jetzigen Zustand der italienischen Theater im lombardisch-venezianischen Königreich äußert sich eine Reisende*) wie folgt:

Nimmt die Oper die Volksgunst vorzugsweise in Anspruch, so erfreut sich das Schauspiel und die Farçe derselben auch im hohen Grad. Wandernde Truppen ziehen von Stadt zu Stadt — die man sich, ihrer größern Unterstützung halber, aber nicht so bettelhaft und unordentlich denken muß, wie sie der Karren der Thespis bei uns von Ort zu Ort zu transportiren pflegt — und besetzen die großen und Tagstheater. In den Farçen und Schauspielen erscheinen die italienischen Charaktermasken zwar noch zuweilen auf dem Anschlagbild und auch auf der Bühne in ihrer eigenthümlichen Tracht; aber es ist nur ihre Hülle, der Geist oder Charakter ist daraus entwichen. Sie lockten mich einigemal ins Theater, weil ich eine ächt nationale Posse zu sehen und mich recht satt zu lachen hoffte; aber außer diesen Masken war Alles in modernem Kostüm und modernem Stil. Ja, Pantaleone, in seinem lächerlichen Aufzug, mit dem aufgebogenen Bocksbart, Augenbraunen von Baumwolle, rothen Strümpfen und schlürfenden Pantoffeln, war der ehrwürdigste Greis und zärtlichste Vater, wie er nur irgend in einem Iffland'schen oder Kotzebue'schen Stück vorkommen kann; Harlekin und Mimichino waren zwei sehr redliche und brauchbare Bediente, nicht ein

*) Therese Artner.

Bischen verschmitzt oder unbeholfen, die außer dem ihnen eigenthümlichen Gange und Geberden, gar nichts Komisches thaten oder sagten. Hieraus geht klar hervor, daß der Nationalgeschmack sich bedeutend verändert habe, was in Verbindung mit mancher Umwandlung in Sitte und Gebrauch steht. Dies ist um so weniger zu bedauern, da die Späße der Harlekinaden nicht von der unschuldig heiteren Art waren, wie man sie auf unsern Volkstheatern sieht, sondern größtentheils in Lazi's und unanständigen Geberden bestanden, so wie die Handlung selbst zur Unsittlichkeit verführte, da sie sich um Betrug und Prellereien von Herren, Vätern und Ehemännern drehte. Diese Veränderung ist also eine wahre Verbesserung und Veredlung des Geschmacks, die sich bis auf die untersten Volksklassen hin äußert, und bald wird wohl auch das Kleid des Harlekins ganz von der Bühne verschwinden. Traurig wäre es aber doch, wenn auch alle Komik mit ihm davon Abschied nähme. Die Geberdensprache der Schauspieler geht in Verrenkung der Glieder und in Verzerrung der Gesichtszüge über. Soll Jemand überredet oder umgestimmt werden, will man Liebe erregen, Verzeihung oder Mitleid gewinnen, so läuft es nicht ohne eine förmliche Balgerei ab; das Flehende krallt sich an das Widerstrebende, schleudert es wüthend von sich; diese Angriffe wiederholen sich vier- bis fünfmal, und haben immer lautern Beifall zur Folge. Einigemal sah ich die Liebhaberin im höchsten Affekt mit kleinen Schritten rückwärts, in schiefer Richtung über die ganze Bühne zittern, eine Aeußerung, die in der Wirklichkeit keiner Leidenschaft eigen ist, aber immer den stärksten Applaus erregte. Dazu kömmt eine singende Deklamation, die so auf einen Ton gestimmt ist, daß man bei geschlossenen Augen den Stimmenwechsel kaum bemerken kann. Außer dieser conventionellen Ueberladung, verdienen jedoch die italienischen Schauspie-

ler alles Lob. Sie geben ihre Rollen mit Geist, Eifer und einem lebendigen Zusammenwirken, welches wahrhaft erfreulich ist. Alles geht rasch, ohne Stockung, besonders der Dialog. Der Souffleur, der bei uns eigentlich die erste Stimme hat, ist hier nur für die äußersten Nothfälle vorhanden und für das Publikum gar nicht bemerkbar. Jeder Schauspieler weiß seine Rolle, keiner vernachlässigt das stumme Spiel, während bei uns eine Schläfrigkeit und Nichtbeachtung des Publikums überhand nehmen, die in diesem auch die Theaterlust immer mehr ertödten müssen. Der Anzug, besonders der der Frauen, ist nett und gewählt, und sie enthalten viel Anmuth in ihrem Spiel.

Le sette Comuni.

Die Sette-Comuni, oder sieben Gemeinden, liegen nördlich von Vicenza auf hohen Bergen, welche das Vincentinische von Trient scheiden; sie stoßen östlich gegen die Brenta, westlich gegen Astico. Marco Pezzo, ein veronesischer Priester, der 1763 ein Buch über die Sette-Comuni herausgab, behauptet, die Bewohner dieser Gegend stammen geradewegs von den Cimbern ab. Nachdem ihre Landleute auf den Ebenen von Verona von dem Römer Marius geschlagen worden, hätten sich die dem Schwert Entronnenen in das Gebirge geflüchtet, welches das Gebiet von Verona und Vicenza von Teutschland trennt. Unter andern Gründen beruft sich Marco Pezzo auf die Sprachähnlichkeit mit dem Dänischen und Plattteutschen, die in dem Sette-Comuni bemerkt wird. Auch hat man bei Casteleto Gräber entdeckt, von denen derselbe Schriftsteller behauptet, sie seien ganz cimbrisch. Die Sette-Comuni gehörten ehemals zur Republik Venedig, welche die-

selben „Getreue" hieß. Sie zeichnen sich durch ihre Lebensart und Sitten aus. Ihre Sprache ist die teutsche; die Weiber und Kinder, welche ihre Berge nie verlassen, verstehen und sprechen das Italienische nicht; die Männer aber, welche in den Wintermonaten in die Thäler herabzusteigen genöthigt sind, um Futter für ihr Vieh aufzutreiben, sprechen den venezianischen Dialekt. Die Bevölkerung beläuft sich auf 36 bis 40,000 Seelen, fast alle sind Hirten. Das Land bringt nur wenig Gerste hervor, in den bergigen Theilen findet man Brennholz; in den Ebenen pflanzt man Tabak, den die Einwohner an die Regierung verkaufen müssen. Um Brod und Gemüse sich zu verschaffen, müssen die Einwohner nach Bassano oder Vicenza gehen. Das Innere ihrer Häuser sieht wie ihr Körper, sehr schmutzig und unreinlich aus. Ihre Baukunst ist sehr einfach; im ganzen Lande giebt es nur ein Haus, welches aus gebrannten Steinen gebaut ist, und dies befindet sich zu Asiago, dem Hauptorte der Sette Comuni; alle andere Häuser sind aus Lehm und Kiesel gebaut und mit Stroh oder Röhricht gedeckt. Die Kälte wird hier oft so groß, daß das Oel gefriert.

Unter allen Ortschaften der Sette Comuni genießt Asiago den meisten Wohlstand, und doch leben die Einwohner dieser Stadt fast wie Wilde. Manche, die auf der Universität zu Padua oder an andern Orten gebildet wurden, versuchten es, einen Unterschied zwischen Herrn und Diener einzuführen, aber sie mußten das Projekt fahren lassen, denn Niemand wäre bei einem Herrn geblieben, der den Diener nicht an seinem Tische und zu gleicher Zeit mit ihm hätte essen lassen. Man hat kein Beispiel, daß in den Sette-Comuni ein Ochs geschlachtet worden; sie essen nur das Fleisch der Ziegen, Schaafe, Kälber. Ihr Handel besteht nur im

Verkauf von Ziegen, Schafen, Käse; sie machen wenig Butter und verwenden fast alle Milch zu Käse.

Die Bewohner der Sette-Communi haben einen starken Geist und viele natürliche Anlagen; Marco Pezzo hat eine ganze Liste von Gelehrten aufgezählt, die aus diesen Bergen hervorgegangen sind; aber Verschlagenheit und Rachsucht bilden die Schattenseite im Charakter dieses Bergvolks. Sie haben im Ganzen die Züge ihrer nordischen Abkunft bis auf diesen Tag bewahrt; sie haben hervorstehende Backenbeine, kleine Augen und eine fast platte Nase; ihre Natur ist mehr als mittelmäßig, ihr Gliederbau stark und nervigt. Die Weiber haben keine zarten Formen. Sie warten bei Tische auf und setzen sich nicht eher zum Essen, als bis die Männer fertig sind. Mit Anfang September verlassen die, welche kein Handwerk treiben, mit ihrem Vieh die Berge, um in den Thälern zu füttern. In alten Zeiten unternahmen sie Einfälle ins Venezianische, um Futter für ihr Vieh zu holen; jetzt müssen sie alles bezahlen, was sie für dieses brauchen. Zwischen dem Mai und September gleichen die sieben Gemeinden einem Lande, das von Amazonen bewohnt ist, denn alle Männer und jungen Bursche sind abwesend, um für ihre Heerden zu sorgen. — Im Winter bekommen die Bewohner der Sette-Communi häufig Besuche von hungrigen Füchsen, die man dann durch die papiernen Fenster der Hütten schießt.

G. d. v. e. J.

Oesterreichs Parnaß.

Unter dieser Rubrik wird die Redaktion eine periodisch kritische Uebersicht der neuesten und bemerkenswerthesten Dichterwerke, nebst Proben und Auszügen aus denselben liefern, ebenso auch Biographieen berühmter oder des Ruhms würdiger Dichter wo möglich — und wenn die Aufnahme unseres Unternehmens unseren Erwartungen entspricht — mit ihren Bildnissen. Auf diese Weise soll die Austria eine literarisch-politische Chronik für Oesterreich werden, und dem Auslande zeigen, was in Teutschland berühmt geworden, österreichischen Ursprungs ist. Wir bitten unsere Freunde im Vaterlande um thätige Mitwirkung und Unterstützung zur umfassenden Erfüllung unserer Versprechen, die wir im ersten Hefte noch nicht völlig lösen konnten.

Kritische Uebersicht der neuesten dramatischen Werke.

Eberts Bretislaw und Jutta.

Ebert, der uns durch seine „Wlasta" vortheilhaft bekannt geworden, ist mit diesem dramatischen Versuch aus seinem eigentlichen Elemente, dem Epos, herausgetreten, und bewährt durch sein Wirken im Fache des Drama's das alte: Quo semel imbuta etc., denn das vorliegende Drama ist ganz epischer Natur. Die Handlung beginnt mit der Einführung Jutta's durch ihren Vater Otto, „den weißen Grafen", zum kaiserlichen Hofe, wo Otto dem Kaiser seine Tochter förmlich

schenkt und ihm alle Vaterrechte abtritt. Zunächst wird uns nun Preslaw Werschowetz, ein Edler Böhmens, der voll Eifersucht auf Bretislaw, dem Prinzen, nach der böhmischen Krone strebt, Jutta sich zur Gemahlin erkiest, und nun am kaiserlichen Hofe Ränke schmiedet, Böhmens Thron zu stürzen. Bretislaw ist mittlerweile nach Regensburg gekommen, um die Auslieferung des Verräthers vom Kaiser zu fordern, und Preslaw wird daher genöthigt, dem Prinzen zuvorzukommen, den König am Hofe zu verläumden und Bretislaw selbst des Hochverraths zu zeihen. Zu dem Behufe bringt Preslaws Diener, Stibor, eine falsche Bittschrift an den Kaiser, worin die Edeln des Landes Böhmens König der Tirannei und verrätherischen Absichten anklagen, und der Kaiser schenkt diesen Zuflüsterungen Gehör, ohne die Sache vorher zu untersuchen. Stibor spinnt, um Bretislaw zu erbittern, in einem Parke einen Streit zwischen seinen Knechten und dem Kaiser an, es entsteht Lärm auf der Gasse, Bretislaw kömmt dazu, sieht Jutta am Söller ihres Hauses und ist in heftige Liebe für sie entbrannt. Bald gelingt es ihm, im Garten sie zu sprechen, ihr seine Liebe zu erklären, und überselig ist er nun, als er sich wieder geliebt findet. Er beschließt augenblicklich, ihre Hand vom Kaiser zu erbitten, und eilt in dieser Absicht noch spät am Abende in die Residenz. Mittlerweile hat Preslaw ganz die Gunst des Kaisers erlangt: er ernennt ihn zum teutschen Grafen und sagt ihm Jutta's Hand zu. Der Vater hat keinen Willen mehr, es zu verweigern, und so giebt er freudig seine Einwilligung hiezu. Bretislaw wird angemeldet, und der Kaiser, ohnedies erbittert gegen ihn, wird es noch mehr durch diese unschickliche Zudringlichkeit, er kann es ihm jedoch nicht wehren, beschließt aber, ihn zu demüthigen. Im vollen Glanze seiner Majestät empfängt er den übermüthigen Prinzen, der ungescheut

um Jutta's Hand bittet und Preslaws Auslieferung fordert. Beides wird ihm abgeschlagen, und Preslaws Kühnheit, der dem Prinzen frech entgegentritt und ihn seiner eignen Verbrechen anklagt, so wie des Kaisers Härte reizt den Prinzen so, daß er mit bloßem Schwert auf Preslaw eindringt und dem Kaiser Krieg droht. Um Jutta vor Bretislaw zu schützen, wird sie in ein Kloster gebracht, allein Bretislaw dringt mit seinem Freunde Lubomir in die geweihten Mauern ein und raubt sie in Gegenwart des Volkes. In Böhmen vollzieht er seine Verbindung mit ihr, wird von seinem Vater, Herzog Udalrich, mit Mähren belehnt, aber bald durch den kaiserlichen Herold gestört, der Jutta's Zurückgabe und Geldbuße fordert, des Kaisers Zorn zu mäßigen. Dies oder Krieg war die Alternative, die ihm blieb, und einstimmig von den Edlen Böhmens wurde Krieg der Schmach vorgezogen. Das kaiserliche Heer dringt in Böhmen ein, und Jutta steht in einer fürchterlichen Lage, da ihr Bräutigam und ihr Vater sich feindlich gegenüber stehen, und sie fürchtet, Ursache an dem Tode ihres Vaters zu werden. Um das Schreckliche zu verhüten, flüchtet sie insgeheim mit Lubomir zum Kaiser. Jene wirft sich ihrem Vater zu Füßen, und will die Kriegsfackel verlöscht wissen. Sie wird dem Kaiser vorgeführt, der ihr verzeiht; da hört man plötzlich Schlachtgeschrei: Bretislaw hatte sich durch die Reihen geschlagen und drang zum kaiserlichen Zelte, und nun kömmt die Entscheidung. Durch Stibor, den Bretislaw ins böhmische Heer schickt, wird Preslaw verrathen, der Kaiser verzeiht Bretislaw, und Preslaw, der seine Schuld trotzig nicht verläugnet, wird von Lubomir niedergestochen, als er in seiner blinden Wuth auf Bretislaw eindringt, ihn zu morden.

Wenn sich ein Dichter einen ziemlich magern Stoff zum Drama wählt, so muß er viele Kraft in sich verspüren, durch seine Phantasie die Handlung zu veredeln; er muß den vor-

handenen Thaten erst Motive unterschieben, und diese müssen immer aus denselben festgehaltenen Prinzipien hervorgehen, nach welchen die einzelnen Charaktere gebildet sind. Am wenigsten darf er aber vergessen, in einem reichen oder armen Wirken, uns einen klaren, deutlichen Blick in die Seelen seiner Welt thun zu lassen; denn das dramatische Interesse liegt nicht in einem beständigen Wechsel der Szenerie, als vielmehr in der Haltung der Personen in den verschiedenen Lagen des Lebens, sie mögen nun durch ein Ohngefähr oder durch das Wirken des Helden selbst hervorgebracht werden. Die nackte That allein ist ein Räthsel, welches der Dichter klar und deutlich lösen muß; es darf nicht der mindeste Zweifel wach werden über ihre Ursachen, und die Verbindung zwischen ihnen und der nachfolgenden That muß natürlich und anschaulich entwickelt sein. Von alledem ist in dem Vorliegenden nichts zu finden; es ist eine blos dialogisirte Erzählung ohne tieferen Gehalt, die Phantasie des Dichters tritt blos in der Fiktion der nichthistorischen Umstände hervor, und das einzige Verdienst ist eine schöne Diktion. Dem Dichter ward die Form des Drama's zur Fessel, die ihn an einer freien Bewegung hindert. Der Dialog schien ihm blos ein Mittel, die Handlung herbeizuführen, nicht aber eine treffliche Methode der Seelenschilderei. Die ganze Handlung scheint trotz ihrer weitläufigen Ausführung eher eine Skizze zu sein, wo die Hauptsache noch in der Phantasie des Dichters liegt, ein Skelett, ein bloßes Gerüste, worüber erst das Gebäude aufgeführt werden soll, dem aber selbst noch einige Hauptstützen mangeln. Das Ganze schwankt daher unsicher hin und her, und nur ungestaltete gewaltsame Klammern und Ketten halten das unförmliche Gebäude zusammen. Nicht minder als die Anordnung des Ganzen ist die Ausführung im Einzelnen verunglückt. Die Charaktere haben keine Be-

stimmtheit, es sind willenlose Puppen und ihr Leben und Treiben ist aus der Handlungsweise des gewöhnlichen Lebens gegriffen. Der Held Bretislaw ist ganz gemeiner Natur, in ihm herrscht kein höherer Impuls, die Triebfedern seines Wirkens sind Leidenschaften, deren unbedingter Sklave er ist. Eitelkeit und Eigensinn vollenden einen Charakter, wie sie in dem Augenblicke zu Millionen existiren, ohne daß es je Jemanden eingefallen wäre, ein solches Automat zum Helden eines Drama's zu machen. Sein Raub Jutta's ist eben kein Glanzpunkt seiner Kraft und Größe, seine Ausdrücke gegen den Herold, daß er, ein ehemaliges Prinzlein, die Macht des Kaisers vernichten wollte, wie er einen Helm zerdrückt, thörichte Eitelkeit; sein trotziges Beharren bei seinem Entschlusse, obschon ihm seine treuesten Freunde abrathen von einem gewagten Ueberfalle, beurkundet nichts Edleres als kindischen Eigensinn. Jutta handelt eben um nichts besser, als eine kleinliche Romanenheldin: läßt sich von ihrem Geliebten ohne Widerstand entführen; sie flieht, geängstigt von dem Fluch des vielleicht sterbenden Vaters, in das kaiserliche Heer, aber sie kann ihn weder retten, noch den Gang der Dinge hemmen, denn die fröhliche Entscheidung geht, wie wir gesehen, aus ganz anderen Umständen hervor. 4.

Pfeffer-Rösel, oder die Frankfurter Messe im Jahre 1297. Schauspiel in 5 Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Die Schöngeisterei der Frauen ist zur literarischen Landplage geworden, die, nachdem sie das Gebiet der Romane verheert, nun auch im Reiche des Drama's wüthet. Frau von Weissenthurm hat hierin den Ton angegeben; sie ist der erste Saame des Unkrauts, das nun so üppig emporwuchert und bald manche edle Pflanze, die im teutschen Bühnenreper-

wir erblüht, ersticken wird. Nächst dem Strumpfstricken, Putz und den Kaffeezirkeln, ist es die modernste Spielerei der Damen geworden, an der Toilette Gedichte und Romane zu schreiben, und aus gar schwachen Stoffen Drama's zu fabriziren. Längst ausgemacht ist es, daß die Literatur aller Nationen nur zwei Frauen aufzuweisen hat, die auch außer dem von der Natur ihnen angewiesenen Elemente eine erfreuliche Thätigkeit bewiesen haben, Mad. Stael und Lady Morgan. Aber in Teutschland haben wir eine Legion von ruhmsüchtigen Dämchen, die entweder aus schlechten Gattinnen oder veralteten, verblühten und entblätterten Jungfrauen zusammengesetzt ist, und deren jede sich mit Fug an die Seite jener außerordentlichen Erscheinungen, zu stellen berechtigt dünkt. Helmina von Chezy glaubt mit ihrer Euryanthe ein Wunderkindlein zur Welt gebracht zu haben; Kar. Pichler weiß es nicht, daß die meisten ihrer Romane langweilig sind, und Frau von Weissenthurm lebt in den glücklichen Wahn, in dem sie sich für eine Dichterin hält; der Regina Frohberg, Huber, Artner u. d. gl nicht zu gedenken, die sich alle zu der Stael und Morgan zählen. Durch diese Vorbilder ermuntert, hat Mad. Birch-Pfeiffer ihre glorreiche Laufbahn mit dem Sammtschuh betreten, und die unverschämten Lobhudeleien einiger Wiener Galans wurden von ihr für einen wohlverdienten Tribut, ihrer Muse ehrfurchtsvoll dargebracht, gehalten. Alles, was man dieser neuen Arbeit ohne Ungerechtigkeit zugestehen darf, ist die kluge Berechnung des Schauspieles auf Knalleffekt, und die ziemlich gute Haltung des Pfeffer-Rösels. Außer ihr ist von Charakteren keine Rede, und die Männer sind alle zu kurz gekommen mit ihren Antheil. Das liebe Fauengeschlecht übt eine grausame Herrschgewalt in dem Stücke aus, und sogar die unbedeutende Beate muß dem kurzen Verstande ihres Ehegemals zu Hülfe kommen, und im trau-

lichen Zwiegespräch das letzte Wort behalten. Um ihr Geschlecht im Triumph zu erheben, glaubte die Dichterin, müsse man das männliche erniedrigen, und daher kömmt es, daß die ganze hier dargestellte Begebenheit, durch ein Weib ersonnen, durch ein Weib herbeigeführt und durch ein Weib beendigt wird. Ritter Rollinger ist ein Bluthund, wie aus seinen rothen Hosen zu ersehen ist; er ist der Leitung eines Weibes anvertraut und beherrscht den Kaiser, der Junker von Sonnenberg hängt an der Pfeffer-Rösel Leitfaden, der Silberarbeiter Auffenthaler steht unter dem Pantoffel seiner Beate, und die übrigen possirlichen Drahtpuppen in der Laune der Mad. Birch-Pfeiffer. So vereinigen sich die Personen auf den Machtbefehl einer Dame zu einem artigen Marionettentheater, das kurzweilig genug ein harmloses Publikum einen Abend lang zu interessiren, und sogar ohne Schaden für die Kasse wiederholt werden kann. Außer zur Marionettenbühne taugt das Schaustück noch zu einem Ballet oder zu einer Pantomime, in welche es, ohne dem Werth Abbruch zu thun, mit geringer Mühe verwandelt werden könnte, — der sicherste Beweis, daß es als Drama zu den unbedeutendsten Produkten der neuern Zeit gehört. Der Kaiser ist ein betrogener Kaiser, dem eine Urkunde gestohlen wird; Ammalgundis, ein schönes Kind, das einen Falken kauft; der Rollinger, ein Bösewicht, der Schelm vom Berge; ein deutscher Ritter, der im Vorgemach des Kaisers schimpft; der Meister Alessandro, ein Astrolog, der wie die lebendige Moral zu einem Thiergespräch überall was Gescheidtes zu sagen weiß; der Stadtschultheiß, ein Dummkopf, Jutta seine Tochter; Sonnenberg, ein junger Laffe, der sich in jede Schürze verliebt u. s. w. — Dieß ist die ganze Charakterzeichnung. Ein geachteter Schriftsteller sagt eben so derb als wahr: „es giebt kein schlechteres Stück als das, wo kein schlechter Kerl und kein guter Mensch

vorkömmt." Geben wir diesen bündigen Worten eine ausgedehnte Bedeutung, so sind sie eine der wichtigsten Regeln der dramatischen Anlage, bei der man vorzüglich das Gegenwirken heterogener Kräfte, das Prinzip des Guten und Schlechten, Tugend und Laster im Kampfe zu beobachten hat. Wir sahen zwar, daß Rollinger das Laster repräsentirt, weil er schlimme That verübt; wir erfahren aber nicht das Motiv dazu, welches ihm zum Abfalle vom Guten gebracht; wir kennen weder sein Verhältniß zu dem Gerhard von Mainz, noch seine Leidenschaften, die ihn beherrschen. Eben so zwitterhaft sind die Personen, die ihm gegenüber stehen; es sind nur nothwendige Werkzeuge, die gesponnene Intrigue durchzuführen. In das mißlungene Ganze sind außerdem noch einige Nebenpersonen hineingefuscht worden, die ohne Zweck und Wirkung das Schaustück, wie ich merke, teutsch machen soll. Darunter gehören der zänkische Trunkenbold, ein Paar langweiliger Narren und einfältiger Spießbürger. In der That, das teutsche Volk, wenn es eins giebt, soll sich bei Madame Birch-Pfeiffer für das Kompliment bedanken; es ist ärger als die erbärmliche Rolle, welche die Teutschen bei den erbärmlichen Franzosen spielen. Ein tumultuarischer Jahrmarkt, ein kaiserliches Banket, und ähnliche Dinge sollen das teutsche Gemälde vollenden, welches die Verfasserin in ihrem Sinne gewiß in eine Kategorie mit Deinhardsteins „Hans Sachs" stellt. Dazu kommen noch häufige Mahnungen an glücklich vergessene Turnierstücke, womit lange Zeit der gute Geschmack auf eine fürchterliche Weise belagert wurde, viel leeres Geschrei, unnütze Szenen, Eintheilung in fünf kleine Akte, unpoetische Diktion und Undeutlichkeit der Verhältnisse. Der Held des Stücks ist offenbar das Pfeffer-Rösel, und doch ist sie nur Neben-Person, neben den andern Nebenpersonen, die sich alle um eine große Nebensache drehen, und deren übergeordnete

Hauptsache in und außer dem Stücke nicht gefunden wird. Es ist weder Lob noch Tadel, wenn man versichert, daß trotz diesen vielen Gebrechen, dennoch die scenische Anwendung meisterhaft und die dialogische Haushaltung musterhaft genannt werden müsse; ein Umstand, dem die Dichterin ausschließlich die gute Aufnahme in Teutschland zu danken hat. Sie kennt als Schauspielerin die zahlreichen Klippen, an welchen viele klassische Werke bei der Aufführung scheiterten; sie kennt die Anforderung des Haufens, und die beste Art demselben mit Glück zu fröhnen. Für das Publikum des Theaters an der Wien war die Piece berechnet, und glücklicherweise findet man in diesem Publikum die Eigenheiten des gesammten teutschen Publikums. Spektakel- und Schaustücke sind in allen Zeiten und allen Ländern willkommen. 4.

Der Stern von Sevilla.

Der Dichter der Todtenkränze, Zedlitz, hat nun wieder einmal sich in das Feld des Drama's gewagt, wo ihm nimmer Lorbeeren blühen, wo der Saame seines Geistes nimmer Frucht trägt. Außer einer schönen, poetischen Diktion, hat diese Bearbeitung eines Lope'schen Fabrikstückes wenig mehr Ausgezeichnetes, und Teutschland wird es dem Dichter nicht danken, daß er diese Darstellung spanischer Unmenschlichkeit und thörichten Ehrgeizes, vor den Richterstuhl des teutschen Herzens gebracht hat. Unter allen den hochadeligen Personagen ist Estrella die Einzige, welche das Interesse anregt; alle übrigen fallen unserer Verachtung anheim. Dieser niedrige Sklavensinn, diese hündische Kriecherei des freigebornen Mannes entrüstet uns, gleich wie die blutige Willkühr, dessen Unrecht selbst durch seine Krone nicht geheiliget werden kann. Was ist die Grundlage dieses falschen Pflichtgefühls, dieses

thörichten Begriffs von Ehre, als Geistesschwäche, und wie kann Geistesschwäche im Drama Interesse aufregen? Ohne Zweifel wollte Lope de Vega und Zedlitz in Ortiz, den Helden, einen großen Mann aufstellen, der vielleicht in Spanien bewundert werden kann, aber außer dem Bereiche der heiligen Hermandad eine lächerliche Rolle spielt. Ein Mann, der „weil er Ortiz heißt, Recht (?) thut" und seine ganze hölzerne Tugend auf seinem Stammbaume erbaut, der sich zum schnöden Werkzeuge der persönlichen Rache eines Schwächlings hergiebt, der, ohne zu prüfen, wie es dem Mann gebührt, blinder Leidenschaft seines Herrn fröhnt, dieser spanische Sklave kann auf Größe keinen Anspruch machen. Daher verschwindet nach der blutigen That des Don Ortiz jede Theilnahme, und die folgenden drei Akte schleppen sich langweilig bis ans Ende. Der Schluß ist ganz undramatisch, weil er keine Entscheidung herbeiführt, als die Lebensrettung des Don Ortiz.

4.

(Fortsetzung im nächsten Band.)

Im nächsten Bande wollen wir besprechen:

Grillparzer's
Deinhardstein's
Gerle's
Bauernfeld's
Bäuerle's
Gleich's
Raimund's
Duller's

} neueste dramatische Produkte.

Das Reich der Finsterniß. Zeitklänge von Hans Normann. Leipzig 1832, in der Brüggemannschen Verlagsexpedition.

Sehr oft wurde diese kleine Schrift mit den Spaziergängen eines Wiener Poeten zusammengestellt und verglichen; die poetischen Elemente dieser beiden Erscheinungen gegen ein-

ander abgewogen — ein Prozeß, zu welcher man bloß dadurch verleitet wurde, weil Normann seine Schrift, unpassend genug, dem Wiener Poeten zueignete. Der Ref. glaubt indeß, es müsse jede dieser Schriften für sich und die vorliegende aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet werden, als dem eines Kunstwerkes. Die Motive zu beiden Schriften waren verschieden, Schönheit herrscht in den „Spaziergängen", Wahrheit der Empfindung im „Reich der Finsterniß" vor. Der Wiener Poet lebt, wie man sagt, in glücklichen Verhältnissen im Vaterlande, und er klagt nur aus edlem Mitleid und Schwärmerei, aus einem Drange des Geistes, der sich gern freier bewegen möchte, aus Schwermuth über das vermeintliche Unglück seines Vaterlandes. Ein liebenswürdiges Gemüth voll schöner Empfindungen spricht sich in seinen Spaziergängen aus, und seine Klagen werden durch die Richtung seines Geistes Gesang. Nicht so in der kleinen Schrift Normanns. Der Verfasser derselben scheint ein Mann von edler Gesinnung, von innerer Kraft und Würde, der im Innersten seiner Seele gekränkt und an der freien Bewegung seiner Kräfte gehindert wurde. Edles Zartgefühl und Schwermuth ist der Tipus der Spaziergänge; Unglück, Mißhandlung, und aus Verletzung entsprungene Erbitterung das Material zu vorliegender Schrift. Nach dieser Einleitung verschwinden die künstlerischen Mängel, an die Stelle der Bewunderung eines Kunstwerkes tritt heftiges Mitgefühl. Die Sprache der Melancholie und poetischen Schwärmerei ist Gesang, die des tiefgefühlten Schmerzes Geschrei — dieß sollten kalte, unbetheiligte Kunstrichter erwägen, die so gerne ein schon verletztes Gemüth mit Spott verwunden, die so gerne zu einem weinenden Unglücklichen, zu einem Verstoßenen, Verbannten hinzutreten und sprechen: „Mein Gott, wie schlecht weinen Sie, was machen Sie für unschöne Geberden, und welche Mißtöne stoßen Sie aus!"

Wir wollen nicht das Wort nehmen für Normann, denn er scheint uns nicht einer der Schwächlinge, die Spott und Tadel beachten, aber Schonung wollen wir empfehlen dem Troß der Herzlosen, die Empfindungen an den Fingern skandiren für andere Fälle.

Unter manchen Ansprechenden, manchen Unschönen — denn der Nachhall des Schmerzgeschrei's ist abstoßender Hohn — finden wir folgendes Gedicht:

Der Riese.

Weit in Osten, tief gebettet,
Liegt ein Riese, festgekettet
Tausend Jahre in der Gruft.
Wüthend stemmt er seine Hände
Gen die kalten Felsenwände,
Will hinaus in freie Luft.

Berge auf dem Grabe liegen,
Und durch ihre Thäler pflügen
Ströme sich in tiefem Schooß,
Fließen schnell und fließen munter,
Doch kein Tropfen rinnt herunter
In des Grabes Felsenschloß.

Knaben spielen auf den Bergen,
Und ein Volk von schwachen Zwergen
Tummelt munter sich herum;
Niemand hört durch Grabesstille
Jenes Riesen Wuthgebrülle,
Denn vergessen ist sein Ruhm.

Längst mit Götzen und Penaten,
Sind vergessen seine Thaten,
Längst vergessen ist sein Ruhm —
Und der Riese, tief begraben,
Ist der Anherr jener Knaben,
Ist der Geist von Norikum.

Ist der Geist der großen Väter,
(Unentehrt durch Volksverräther,
Unbesiegt durch Tirannei),
Die sich stürzten in die Speere,
Willig starben, ohne Zähre
Tauschend Tod für Sklaverei;

Die aus ihrem schönen Lande,
Zu vermeiden Sklavenbande,
Floh'n in leere Wüstenei'n,
Floh'n auf Berge und in Wüsten,
Und den Säugling an den Brüsten
Mordeten, um frei zu sein.

Aber seit der Römer Samen
Frech vertilgt des Volkes Namen,
Stieg der Riese in das Grab
Mit der Myth' und seinen Laren —
Und seit tausend langen Jahren
Drang kein Licht zu ihm hinab.

Tröste, beruhige dich, gekränkte Seele, und verbanne die große Empfindung der Vaterlandsliebe. Nur dem Britten geziemt sie jetzt noch, denn sie erhebt sein Gemüth in Freude und Stolz.

Posthumus.

Kritisches Repertorium.

Schriften über Oesterreich.

Die Ungarn wie sie sind. Von August Ellrich. Berlin 1831 in der Vereinsbuchhandlung.

Obwohl Herr Genremaler Ellrich weder Swift noch Sterne ist, obwohl er beide nachzuahmen sucht, wie er bekanntlich überhaupt ein literarisches Chamäleon zu nennen, und ein ziemlich ungeregeltes geistiges Leben führt, obwohl er endlich in die innersten gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der Ungarn noch nicht eingedrungen ist — können wir ihm für seine Bemühungen nur danken, und müssen gestehen, daß wir uns freuen, in seinem Buche das erste freimüthige und wahre Wort über Ungarn zu finden. Die österreichischen Länder sind für den Ausländer meistens terra incognito, und es war daher vor Allen wünschenswerth, denselben eine populäre Schilderung zur Aufklärung der vornehmsten Dunkelheiten und Vorurtheile in die Hände zu geben, damit sie lernen, daß nicht überall, wo sie nicht hinkommen, wie die Oesterreicher zu sagen pflegen, die Welt mit Brettern vernagelt ist — obwohl dieß unter allen österreichischen Provinzen zu allererst auf Ungarn angewendet werden könnte. Dieß pium votum hat Ellrich erfüllt und sich den Dank aller Oesterreicher erworben, wenn auch selten einer unter ihnen sein wird, der seine Ansichten theilt. Es ist ein unerhörter Fall, daß jemand über Ungarn zu sprechen wagte, noch unerhörter, daß ein unterrichteter Ausländer in die ungarischen

Steppen sich verirrte und daher auch wahr sprechen konnte. Herr Ellrich hat es gethan — exempla trahunt — wir wünschen eifrige Nachahmung, verbunden mit größerer Landes- und Sittenkenntniß, mit einer minder bequemen Darstellungsform, mit Fleiß und Talent. Herr Ellrich verdient jedoch nur zu sehr den Vorwurf zu großer Nachlässigkeit und oberflächlichen Schnellurtheilens, zum Ueberfluß aber den größten, des Strebens nach Originalität. Ich glaube Ellrich würde originell sein, wenn er es nicht zu sein strebte — wenn seine flüchtige Feder nicht so sehr nach Bogenfüllung strebte, und doppelte Mühe für zehnfachen Gewinn an Ruhm und Selbstzufriedenheit scheute. Die gute unverdiente Aufnahme, welche das Buch in Oesterreich, wo man jedes freie Wort begierig verschlingt, sammt den Appendix von Leerheiten, gefunden hat, verleitete den Herrn Ellrich zu einer greulichen Extravaganz in seinen berührten Fehlern, von welcher man Einsicht nehmen kann in den

Genre-Bildern aus Oesterreich und den verwandten Ländern. Berlin 1833.

Das kürzeste Urtheil über diese Schrift hat er selbst gesprochen, indem er gleich nach der Vorrede seine unendliche „Einleitung" begann, und uns das ganze Buch als eine Einleitung zu einem Werke, das er schreiben sollte, in die Hände giebt. Diese Mistifikation des Lesers und Verfassers ist der beste Witz in dem Buche, und Witz wollte der Verfasser machen, recht originellen Witz, wie man ihn bei den englischen Journalisten findet. Tendenz hat das Buch nicht, eben so wenig Inhalt, und wir können es nicht leugnen, daß wir noch bei keinem Buche, das wir recensirten, so sehr in Verlegenheit geriethen, wenn es galt, den Inhalt zu besprechen. Alles ist bunt und zufällig durcheinander geworfen, nirgends eine Richtung bemerkbar, und vollkommene

Planlosigkeit überall vorherrschend. Schade, daß Herr Ellrich sein Talent nicht besser anwendet, daß er, von enormer Selbsttäuschung befangen, in einem so schlechten Genre malt! Wollte er nicht ein Universalgenie sein, so würde er Geniales liefern — nun aber zersplittert er sein Genie in tausend ihm fremdartigen Richtungen. Könnten wir von irgend einem Menschen so viel Größe erwarten, daß er gegründeten, wenn auch derben Tadel, ohne Erbitterung hinnimmt, so wünschen wir, daß Herr Ellrich unsere Mahnung ohne Indignation aufnähme und berücksichtigte.

Ungeachtet der mißlungenen Form und vieler innerer Mängel, hat das Buch doch viel Gutes und manche gesunde Ansicht, treffliche Bemerkung stößt uns in den unordentlichen Ideengange des Verfassers auf. Daß er längere Zeit im Lande gelebt, und sich eine genaue Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse erworben habe, ist unverkennbar; desto weniger erfahren wir aber durch ihn von dem reichen wissenschaftlichen und künstlerischen Leben und den politischen Verhältnissen der Provinzen. Er scheint sich — obschon er sich einen Genremahler nennt, der doch mindestens den Kunstfleiß in den österreichischen Staaten bemerkt haben müßte — wenig in diesen Sphären bewegt zu haben, und ignorirt nun aus Ignoranz (sit venia verbo!) mit moderner Nachalance die besten Kräfte Oesterreichs und ihre Thätigkeit. Am meisten verletzte den Referenten die Schonungslosigkeit, mit welcher der Verf. Oesterreichs biederstes Volk, die Tiroler, abfertigte. Man vernehme:

„Ein höchst sonderbares Land, diese gefürstete Grafschaft, mit ihren Fernern und reizenden Thälern, mit den bemalten Häusern und den ex votis an den Landstraßen, mit ihren kräftigen, stämmigen, mitunter schönen, doch leider mit Krö-

pfen*) behafteten, doch alles Neue hassenden, dem Althergekömmlichen und dem Hause Oesterreich aus guten Gründen — nicht wie Heine meint, der rothen Hosen des Kaisers wegen — treu anhängenden Männern, wunderhübschen, Liebe athmenden, doch darüber den Rosenkranz nicht vergessenden Mädchen, ein höchst sonderbares Land! man kann da vor Uebermaaß des Entzückens oder der Langeweile sterben, und die eine oder die andere dieser etwas verschiedenen Todesarten, hängt nur von dem Umstande ab, ob man mit Postpferden durch Tirol nach Italien eilt**), oder durch Umstände und Verhältnisse gezwungen ist, längere Zeit da zu verweilen. — — — — — —

Was ich da eben, frech nicht doch ohne Scheu, über den Umgang und die Konversation mit Tirolern gesagt habe, werden manche Leser, vorzüglich aber Leserinnen, welche Immermanns herrliches Trauerspiel in Tirol gelesen, oder Gelegenheit hatten, mit wandernden Tirolern zu konversiren, nicht gern unterschreiben, indem sie gefunden haben, daß Immermanns Tiroler, besonders aber der Held des Trauerspiels, Andreas Hofer, gar herrlich sprechen, und daß die wandernden Söhne Tirols sich nicht nur recht angenehm darstellen, sondern daß auch ihr biederes, treuherziges Wesen, ihre offene, ungezwungene Art, sich auszudrücken, höchst interessant und ansprechend sind, wogegen ich durchaus nichts einzuwenden, doch beiläufig zu bemerken habe, daß man das Volk der Tiroler weder nach Immermanns Trauerspiele, noch nach den

*) In allen Gebirgsländern findet man viele Kröpfe, aber unter allen Gebirgsländern am wenigsten in Tirol. Häufiger sind sie in Steiermark, Kärnten, selbst im Salzburgischen. D. R.

**) Auf diese Weise kann man am allerwenigsten in ein Uebermaaß von Entzücken gerathen, denn Tirols größte Herrlichkeiten schließen sich nur dem auf, der die Mühe beschwerlicher Fußreisen, abseits der Straße, nicht scheut. D. R.

wandernden Tirolern beurtheilen müsse, indem ich eidlich versichern kann, daß Andreas Hofer, dessen Gast zu sein ich öfters die Ehre hatte, eine ganz andere Sprache zu führen gewöhnt war, als Karl Immermann ihn in den Mund gelegt hat, die wandernden Tiroler aber sogenannte Pfiffici sind, etwas Komödie zu spielen belieben, und quelques Tiroliens qu'ils soient, die Schwächen der Leute, mit welchen sie zu verkehren haben, trefflich zu benutzen wissen.

Wenn Immermanns Andreas Hofer zu Raynouard spricht:

„Welch' unerwartet freundliches Begegnen,
Wie lind und leise löſ't mein Leben sich!
Mich dünkt, ich höre Glocken klingen,
Und tief im Thale Kirchenlieder singen."

so lautet das freilich recht gut, man fühlt sich mächtig zu dem wackeren Manne hingezogen, und wird geneigt, meinen Worten keinen Glauben zu schenken; wenn aber der wahre und veritable Sandwirth Andreas Hofer, der Oberkommandant von Tirol, als er nach Inspruck kommt, in der kaiserlichen Hofburg feierlich empfangen und gefragt wird, ob es Seiner Excellenz beliebe, zur Tafel zu gehen, die unterthänigste Einladung mit den Worten: „ös sakrischen Schwänz! glaubt's ös denn, daß I zum Fressa daher käma bin,"*) beantwortet, die Versicherung, daß er in der Schreiberei alle Hände voll zu thun habe, beifügt, und endlich mit der bekannten Phrase, welche Götz von Berlichingen dem Trompeter, zur Bestellung an den Hauptmann, aus dem Fenster zuruft, so deutlich, als selbe in der bei Weigand in Leipzig im Jahre 1774 erschienenen Ausgabe, der Werke des von Börne hart, aber nicht überall ganz mit Unrecht mitgenommenen Dichterfürsten, zu lesen

*) Gewiß eine sehr wackere Antwort! Uebersetzt: Glaubt ihr denn, daß ich gekommen bin, um hier zu tafeln?

ist, schließt, so dürften meine Worte doch wieder einigen Kredit erlangen, und die Leser zu den Gedanken geführt werden, daß wenn die Oberkommandanten sich dergestalt vernehmen lassen, von den Unterkommandanten und endlich gar von den Kommandirten, rücksichtlich des Umganges und der Konversation, wenig Erfreuliches zu erwarten sein könne."

Was Ellrich hier über den Helden Tirols sagt, kann ihm bei keinem vernünftigen Menschen zur Unehre gereichen, und Jedermann, außer dem Genremaler wird einsehen, daß ein Bauer, und wenn er noch so hochherzig gesinnt ist, und wenn der Geist eines Cäsars in ihm steckte, nicht so hochpoetisch sprechen wird, wie Immermann seinen Helden sprechen läßt. Gemeine, derbe Worte sind noch immer nicht Wahrzeichen gemeiner Gesinnung, und wer über eine derbe Ausdrucksweise einen achtungswerthen Mann zu achten vergißt, wer sich nicht erheben kann über den trügerischen Schein, der muß ein kleines Herz und wenig Witz haben. Ein Mann, der in der Zeit so ehrwürdig da steht, der als ein Opfer unerhörten — — für seine Ueberzeugung blutete, der Tirol eine Geschichte gab, verdiente wohl nicht, von einer unverschämten Feder besudelt zu werden. Nachdem der Verfasser so leichtsinnig das Andenken Andreas Hofers beschmutzt hat, fällt er über das ganze Volk her, und schildert sie uns als dumm, feig, hinterlistig und grausam wie die Spanier, mit welchen er sie alles Ernstes vergleicht. Eine seiner Tiraden schließt auf folgende Art:

„Wenn man sie in einer Schenke auf eine wahrhaft lächerliche Weise bramarbasiren hört, sich endlich aus der Vorzeit erzählen läßt, wie tiroler Bauern in dem Kriege gegen den Kurfürsten Maximilian Emanuel, dem bairischen Obersten Verita erst Hände und Füße abhieben, und ihn dann mit Beilen und Hämmern todt schlugen, und wie tiroler Bauern

in Oesterreichs unglücklichen Feldzügen gegen die französische Republik, durch das ihnen von der Regierung geschenkte, aber aber nicht verdiente Zutrauen*) sich dem dümmsten, frechsten Uebermuthe hingaben, die Wagen, welche Verwundete in die Lazarethe brachten, auf den Straßen anfielen, den Offizieren und Soldaten die Bandagen von den Wunden rissen, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich verwundet waren, und so manche Schwerverwundete in die Arme des Todes lieferten, so wird sie in den Tirolern die Spanier ganz und gar erkennen, und die erstern eben so aimable als die letztern finden können; was mich betrifft, so ist meine Liebe zwischen diesen beiden Völkern gleich getheilt."

Selten wird ein Reisender zu so unbilliger Schmähung verleitet werden, wie Herr Ellrich-es wurde, durch die Derbheit der Tiroler und die Sprödigkeit der Tirolerinnen. Er erzählt hier mit kindischer Wuth einige Exzesse der Tiroler, um sie dem Leser als andere Spanier recht verächtlich zu machen. Bei Geschichtskundigen wird ihm dies nicht gelingen, denn wer weiß und sich dessen aus den letzten Kriegen noch lebhaft erinnert, wie die Baiern gegen Feinde verfuhren und

*) Die österreichische Regierung hatte damals die Tiroler der Armee gleichgestellt; die Offiziere des Aufgebots, welche noch nie einen Franzosen gesehen hatten, erhielten gleichen Rang mit den Offizieren der Armee, welche in so vielen Schlachten geblutet hatten, und trugen die goldene Degenquaste. Der Hausknecht des Gasthofes im Posthause zu Botzen, ein Mann, der alle Stiefeln der österreichischen Armee geputzt hatte†), erhielt die Stelle eines Premier-Lieutenants. Man kennt das alte Sprichwort: „Kein Messer wohl noch schärfer schiert, als wenn ein Bauer ein Herr wird." Vor der Fronte der österreichischen Armee machten sich diese Herren Offiziers nicht sehr wichtig, aber um so mehr hinter der Fronte und in den Schenken.

†) Stiefelputzen ist bei weitem keine so elende Beschäftigung, als solche Bücher schreiben. D. Ref.

in Feindes Land wütheten, welche Grausamkeiten sie in Tirol verübten, der wird es wohl entschuldigen, wenn ein undisziplinirter Landsturm Repressalien gebraucht. Es ist ja weltbekannt, wie schlecht die baierschen Truppen sich als Sieger betrugen, wie sie und die Würtemberger die Einzigen waren, die im französischen Heere sich alle die barbarischen Exzesse, die einst Panduren in ihrem Lande verübten, erlaubten. Gegen Franzosen haben die Tiroler sich stets menschlich und oft großmüthig betragen, aber gegen die Baiern hatte die Flamme, welche Schwaz verheerte, in den Herzen der biederen Alpenbewohner unauslöschliche Rache entzündet.

Des Verfassers Urtheil über die Tiroler muß dem Leser alles Uebrige im Buche verdächtigen, und rechtfertigt den allgemeinen Unwillen, den das Buch in Oesterreich erregt hat. Da nun die Schrift auch keine politische Bedeutsamkeit und Farbe hat, da der Verfasser mit Herausgabe keinen edleren Zweck erreichen wollte, als den Gewinn einiger Louisd'ors, wofür er im Auftrage der Verlagshandlung ein pikantes Buch schreiben mußte, so kann Ref. ohne Verletzung seines Gewissens die Genrebilder keinem wahrheitliebenden Manne empfehlen. Zum Seelenheil des Verfassers wollen wir wünschen, daß er kein Oesterreicher ist, denn wenn ihm auch die Bannstrahlen katholischer Fanatiker gleichgültig sein könnten, so dürfte es doch anders sein mit dem anathema sit, das alle ehrlichen Leute in Oesterreich über den ungerathenen Sohn aussprechen würden, der so niedrig dachte, sein eigenes Vaterland für Geld zu beschimpfen, und Veranlassung zu neuer Verkennung desselben im Auslande zu geben.

Posthumus.

Berichtigung*).

In dem, in Berlin in der Vereinshandlung 1832 erschienenen Buch: Genre-Bilder aus Oesterreich von A. Ellrich, kommen einige unwahre Angaben vor, welche hier angedeutet werden sollen.

Pag. 238, bei der Beschreibung eines unzugänglichen Erdsturzes, in Mähren, Macocha genannt, steht Seite 239, Zeile 16, daß dem Herrn Ellrich von denen, welche auf Strickleitern, unter Anführung des dermaligen Besitzers Herrn Hugo, Altgrafen zu Salm, diese Untersuchung vornahmen, gesagt worden sein sollte, daß sie den Ausweg unverrichteter Sachen wieder antreten mußten. Dieses kann Niemand mit Wahrheit gesagt haben, indem diese Untersuchung wirklich vollkommen gelang, und der Eigenthümer mit seinen Begleitern nicht nur allein den Grund dieser Höhle glücklich erreichte, sondern mehrere Stunden hindurch ihr Inneres genau untersuchte. Die genaue Beschreibung dieser Höhlenfahrt, in dem National-Kalender des verstorbenen würtembergischen Hofraths Carl Christian André, vom Jahre 1811, Brünn und Ollmütz bei Joh. Georg Gastl, weist dieses eines Breitern nach, unter dem Titel: „IX. Beschreibung einer Einfahrt in die Macocha den 29sten Aug. „1808, von dem damaligen Forstadjunkten Herrn Emil André."

Es ist grundfalsch, daß in diese Höhle, wie pag. 238, Zeile 4 versichert wird, noch kein menschlicher Fuß gedrungen zu sein scheint.

Die vormaligen Besitzer der Herrschaft Raiz, Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheid, ließ sich im Jahre 1779 auf einem, an ein Seil gebundenen Knebel, in diesen Abgrund

*) Eingesandt.

hinab und verweilte daselbst längere Zeit. Die Beschreibung dieser Höhlenfahrt ist in der Gräflich Salmischen Bibliothek in Raiz aufbewahrt.

In den 80ger Jahren ließen sich die fürstlich Lichtensteinischen Ingenieure, Peschka und Rudczinsky, ebenfalls an Seilen hinunter, und letzterer zeichnete unten ein Profil dieses Felsensturzes, von welchen in den geognostischen Beiträgen des Herrn Dr. Reichenbach von Blansko, eine verbesserte Copie nächstens bei Cotta erscheinen wird. Auch diese Beschreibung liegt in der eben genannten Bibliothek.

Als sich im Jahre 1829 ein junger Mann aus Brünn in einem Anfall von Schwermuth hinabstürzte, gab der Besitzer, Graf Salm, die von ihm selbst früher gebrauchten Strickleitern abermals her, auf welchen dann mehrere Leute von amtswegen hinunterstiegen, um sowohl die Identität des Unglücklichen zu erheben, als auch um ihn dort anständig zu begraben; denn an ein Heraufbringen des Leichnams aus diesem Abgrund war nicht zu denken, da er von allen vier Seiten von mauergeraden, steilen Wänden, gleich einem Schornstein, umgeben ist.

Von der Stelle an, wo diese Hinabfahrt geschah, ist noch eine Seigerteufe von 40 n. öst. Klaftern bis auf den Grund der Höhle, von welchen aber man noch bis zu dem durchfließenden Flüßchen Punkwa einen ziemlich hohen Hügel von Steingerölle hinabzusteigen hat, um die Sohle zu erreichen. Von jenem Steine an, auf welchen Herr Ellrich sich mit dem Bauche legte, um hinunter zu sehen, ist nach einer Messung mit dem Senkblei, eine Seigerteufe von 88 n. öst. Klaftern bis an das Wasser.

Zur Berichtigung dessen, was die malerische Phantasie Herrn Ellrichs pag. 238 von dem schauervollen Hinabsehen in diesen Abgrund sagt, diene nur, daß der Graf häufig Damen

an der Hand dahin geführt hat, welche sich dann allerdings auf den Stein legten, um bequemer hinabsehen zu können, und daß er selbst, so wie jeder, der nicht am Schwindel leidet, sich diese Mühe nicht giebt, sondern sehr bequem auf den Stein stehend, mit vorgebücktem Leibe hinabsieht.

Die Befahrung dieses, auf jede andere Weise vollkommen unzugänglichen Felsensturzes, mit Grubenseilen auf einem Knebel, ist wenig beschwerlich, aber äußerst gefährlich, wegen dem Abreiben der Seile an den vorragenden Felsenspitzen. Aeußerst beschwerlich und gar nicht gefährlich auf zusammengebundenen, theils etwas aufliegenden, größtentheils aber vollkommen frei hängenden, Strickleitern. Wer Näheres über diese merkwürdige Erscheinung lesen will, findet es in obenbenanntem Kalender.

Es bleibe Andern überlassen, in den weitern Behauptungen und Anekdoten des Verfassers Wirklichkeit und Wahrheit von dem zu trennen, was ihm die eigene oder fremde Phantasie, oder entstellte Nachrichten aufgebürdet haben mögen.

Brünn in Mähren, am 12ten Oktober 1832.

Herbstblüthen aus Wien von H. Meynert. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1832.

Heine und Börne haben einen Ton angegeben, der nun in den meisten halbpolitischen Schriften von dem Verf. beibehalten und oft glücklich nachgeahmt wird. Die subjektive Behandlungweise des Stoffes, der mit diesem Tone verbunden ist, hat seine beiden Seiten, wie jedes Ding, doch gehört ein ausgezeichnetes Talent dazu und eine interessante Subjektivität, wenn die gute Seite mehr hervortreten soll als ihr Schatten. Bei der vorliegenden Schrift scheint es dem Referenten wünschenswerth, daß der Verf. sich in der Folge mehr der ob-

jektiven Darstellungsweise zuwende, zu seinem eigenen Gewinn und den Gewinn des Lesers. Die Geheimnisse seines Herzens interessiren nicht Jedermann, und wir leben jetzt in einer nüchternen Zeit, wo man über das großartige Weltleben die individuellen Größen vergißt, wie man in dem Anschauen einer großen Landschaft, mit ihren Bergen, Thälern, Flüssen und Wolken, die Blume übersieht, die am Bache blüht. Der Verfasser hat ein schönes Talent und genug Gemüthswärme, um uns Gegenstände interessant zu schildern; aber sein inneres Leben und seine kleine Bewegung im kleinen Kreise ist in einer Zeit, wo wir mächtig angeregt werden von mächtigern Dingen nicht wichtig genug für das an große Dimensionen verwöhnte Auge, um es nach Würde zu erfassen. Indem wir die Herbstblüthen allen jenen empfehlen, die jetzt an Blüthen Gefallen finden, und ihnen manchen, mitunter seltsamen Aufregungen unterbrochenen Genuß von dieser Lektüre verbürgen, bitten wir den Verf., ein freundliches aber offenes Wort gelinder Rüge freundlich hinzunehmen. Wenn wir den Verf. schließlich noch auf einige unbedachtsam in flüchtiger Eile gewählte Ausdrücke, wie z. B. S. 161: dunkles, schweigsames Geläute der Abendglocken, aufmerksam machen, so mag er dieß als ein Zeichen unsers aufrichtigen Wunsches ansehen, daß er in seinen nächsten literarischen Arbeiten böswilligen Kritikern keine Waffen in die Hände geben möge.

Neben dem Tadel über die Gesammtrichtung des ganzen Werkes, kann Ref. nicht umhin, ohne ungerecht und unbillig zu sein, viele vorzügliche bemerkenswerthe Einzelnheiten, die in dem Buche wie schöne Inseln aus dem Ozean auftauchen, lobend zu erwähnen. Die fragmentarische Charakterschilderung der Wiener enthält fast durchgehends Treffliches, und wir können nicht umhin, eine Stelle herauszuheben, die uns vor allen, der treffenden Wahrheit wegen, angezogen hat:

„Noch eine ganz besonders bemerkenswerthe Seite im Charakter des Wieners ist seine angeborne Heimathsliebe, die ihn gewissermaßen zu einer veredelten und verfeinerten Schweizer-Natur macht. Alles Schöne und Anmuthige reduzirt er auf sein Vaterhaus; die höchsten Begriffe und Vergleiche weiß er auf seine Heimath anzulegen. Wer die Schönheit, den unsäglichen Zauber seiner Heimath kennt, wird diese seine Liebe zu ihr kaum ein Vorurtheil heißen können, und wäre es wirklich eines, so ist es gewiß ein liebes, beglückendes, Keinem nachtheiliges Vorurtheil. — Macht ihn, wie schon oben bemerkt, diese Liebe zur Heimath einigermaßen dem Schweizer ähnlich, so unterscheidet er sich gleichwohl just durch diese Empfindung wieder von demselben. Der Schweizer befindet sich außerhalb seiner Gebirge, wie der Fisch außerhalb des Wassers, er wird trüb- oder stumpfsinnig, melancholisch oder gefühllos, menschenfeindlich oder spitzbübisch. Nicht so der Wiener. Seine angeborne Bonhommie und wohlwollende Laune kann selbst durch das Gefühl des Heimweh's nicht gedämpft werden. Seine Heimathsliebe gleicht einer Taucherglocke, welche ihn selbst beim Hineintauchen in das bange Meer der Fremde heimathliche Luft mitnehmen läßt, und nur sein Herz, nicht sein Gemüth weiß, daß er es nicht mit Landsleuten zu thun hat. Da er auch den Blutfremden bald lieb gewinnt, und jenes Mißtrauen, welches, bei aller sonstigen Biederkeit, den Charakter des Schweizers bezeichnet, dem seinigen fern bleibt, so gewöhnt er sich schnell auch an fremde Menschen, schwieriger an das fremde Land. Er liebt nicht blos die Schönheit, die Fruchtbarkeit, die Vergnügungen seines Landes, nein, er liebt das Land selbst, die Luft, den Ort, gleichwie ein fürstliches Kind nicht an den Goldflittern seiner Wiege, sondern an der Wiege selbst mit lieblicher, blinder Neigung hängt.

Dabei ist seine angeborne Scherzsucht, entfernt von je-

dem Verlangen, wehe zu thun, wie es den Sachsen namentlich aber dem Berliner anhängt. Der Wiener hat keine Satire, keine Ironie, er hat blos Laune, und selbst seine gemüthlichen Persiflagen haben nur Spitzen, keine Spitze, sie bitzeln nur, aber sie stechen nicht. Sein Scherz ist nicht spekulativer Natur, er trifft, bevor er zielt, und geht stets auf die breite Scheibe, nicht auf einzelne runde Stellen."

Sehr treffend bezeichnete der würdige und geistreiche Castelli den Humor der Wiener und den der Sachsen. „Wir Wiener" — meinte er — „necken uns zuweilen gerne, und hat Einer etwas wegbekommen, so spricht der Sieger nur: das heiß' ich Spaß gemacht! — und Sieger wie Besiegter können dabei lachen, denn der Spaß hat nicht weh gethan. Bei Euch Sachsen geht es anders; der Sieger spricht: jetzt hab' ich Witz gemacht! — und der Besiegte kratzt sich hinter den Ohren, denn der Witz hat weh gethan." — Gewiß eine eben so kurze als richtige Definition! — Man möchte sagen, der Wiener wirft mit Schneeballen, denn er will blos necken, blos weiß machen, nicht besudeln, geschweige denn weh thun; der Hamburger wirft mit Erdklößen, denn er will kuffen, es soll platzen und beiläufig ein wenig schmerzen; der Dresdner wirft mit Steinen, denn er will verwunden; der Berliner mit Schmutz, denn er will besudeln und freut sich in seiner anonimen Seligkeit, wenn der Geworfene sich den Schmutz fluchend aus den Augen wischt, und dabei den Werfer aus dem Gesichte verliert. Die Wiener Witzkämpfer kichern, die Dresdner schnaufen, die Berliner pfeifen, die Hamburger greinen."

Posthumus.

Neuestes Gemälde der österreichischen Monarchie. Von W. C. W(abruschek) Blumenbach. 2 Bde. 13ter und 14ter Band der neuen Auflage von Schütz's

allgemeiner Erdkunde. Wien 1830 und 1832, bei Anton Doll.

Der Verf. des vorliegenden trefflichen Handbuchs giebt eine trocken wissenschaftliche Darstellung der österreichischen Monarchie, aber wider den Titel „Gemälde" müssen wir Einspruch thun und ihn vorneweg als unpassend bezeichnen. Von einem Gemälde prätendirt man vor allen Dingen Farbe, und Farbe ist der geringste Bestandtheil des vorliegenden Gemäldes. Als geographisch-statistisch-ethnographisches Handbuch betrachtet, hat das Werk unberechenbare Vorzüge, unter welcher Genauigkeit, vortreffliche Anwendung (bei übrigens störenden Mangel an Ueberschriften), und Reinheit des bei solchen Geographieen nur zu oft vernachlässigten Stiles. Statistische Angaben sind — da der Staat daraus großentheils ein Geheimniß macht — nicht zu detaillirt, und sogar veraltet und oberflächlich, obgleich der Verf., vermöge seiner Stellung als Zensor der geographischen Bücher, in Besitz der vollständigsten Daten sein könnte. Ausführlicher denken wir das Werk zu besprechen, wenn es vollendet sein wird. Für jetzt begnügen wir uns, einen Auszug aus der allgemeinen Uebersicht mitzutheilen und auf die nächsten Hefte der Austria zu verweisen.

Staatseinkünfte und Militärmacht in Oesterreich.

Die Staatseinkünfte theilen sich in ordentliche und außerordentliche. Zu den ordentlichen gehören die Grundsteuer oder Kontributionen von Grund und Boden, die im westlichen Theile des Staats sämmtliche Unterthanen, mit Einschluß des Adels und der Geistlichkeit, in Ungarn aber nur Bürger und Bauern (da Adel und Geistlichkeit davon frei sind) entrichten, sammt den von Zeit zu Zeit angeordneten Erhöhungen; die Häusersteuer; die Einkünfte der Domänen und Staatsgüter, die sowohl in den ungarischen als den übrigen Ländern

sehr zahlreich sind und grossentheils aus aufgehobenen Klöstern entstanden; die Zölle oder Mautgefälle von aus-, ein- und durchgehenden Waaren, wozu auch die Dreißigstgefälle an den Grenzen Ungarns und Siebenbürgens gehören; die Regalien, die sehr wichtig sind, und das Stein-, Sud- und Meersalz, die Bergwerke, Münzen, Gold- und Silberpunzirung und die Posten begreifen; die Lotterien; das Tabakgefäll in allen nicht ungarischen Ländern; das Stempelgefäll in allen nicht ungarischen Ländern; die allgemeihe Verzehrungssteuer von allen geistigen Getränken und Flüssigkeiten und dem Schlachtvieh; ferner die Erbsteuer von allem an Seitenverwandte oder an andere Personen durch Erbschaft oder über 1000 Gulden betragende Schenkungen kommenden Vermögen; die Fiskalitäten, Beförderungs- und andere Taxen; die Einkünfte der ärarischen Fabriken und des Waarenstempels; die Judensteuern u. a. Zu den außerordentlichen Einkünften gehören die oben erwähnten Erhöhungen der Kontribution und die Gewerbsteuer. Außer den genannten giebt es noch mancherlei kleinere ständische und städtische Abgaben u. dgl. Die Einwohner der Kreise Ragusa und Cattaro zahlen keine direkten Steuern, sondern blos indirekte Auflagen. Die gesammten Einkünfte dürften nahe an 150 Millionen Gulden betragen; General Tirlet schlug sie neuerlich zu 338 Millionen Franken an, und man berechnete, daß jeder Einwohner in Oesterreich 10 Franken 9 Centimes zu den Staatsbedürfnissen beizutragen habe. Im Jahre 1360 sollen die Saatseinkünfte nur 1,280,000, unter Ferdinand I. 9 Mill., unter Ferdinand II. 12 Mill., im J. 1705 19,877,000, unter Karl VI. 45 Mill., unter Maria Theresia im J. 1770 69,868,540, im J. 1780 90,408,075, und im J. 1790 105 Mill. betragen haben; doch sind bei den frühern Jahren die sehr beträchtlichen Naturalleistungen nicht in Anschlag gebracht. — Die Staats-

ausgaben theilen sich in die Civilliste für die Hofhaltung, in den Civiletat, den Militäretat und in die Zinsen der Staatsschulden. Die letztern sind jetzt nicht genau bekannt. Als unverzinsliche Staatsschuld sind die noch übrigen Einlösung- und Antizipationscheine anzusehen, von welchen zu Ende des Jahrs 1829 nach amtlicher Bekanntmachung noch 55,411,538 Gulden (d. i. für 22,164,615 fl. K. M.) im Umlaufe waren. Zur allmähligen Tilgung der ältern und neuern verzinslichen Staatsschulden wurde im Jahre 1817 ein eigner Tilgungsfond errichtet, dem nicht nur beträchtliche Summen in Staatsschuldverschreibungen, sondern auch jährlich aus den allgemeinen Staatseinkünften erhebliche Beträge in baarem Gelde übergeben worden sind. Dadurch ist bis Ende 1829 das Vermögen des Tilgungsfonds auf 209,963,266 fl. in Staatspapieren angewachsen, wovon die jährlichen Zinsen 7,285,560 fl. K. M. betragen. Durch die Operationen dieses Fonds ist ein großer Theil der ältern und neuern Schuld und der Lottoanlehen bereits getilgt. Die Verwaltung des Tilgungsfonds wurde der im J. 1816 errichteten priv. österreichischen Nationalbank übertragen, welche ein neues Papiergeld, unter den Namen von Banknoten, ausgegeben hat, und in vier Abtheilungen zerfällt: die Zettelbank, die Escomptbank, die Hipothekenbank und die Verwaltung des Tilgungsfonds. Im lombardisch-venezianischen Königreiche wurde 1822 der Monte errichtet, welcher durch die ihm zugewiesenen Fonds die Erfüllung der gegen die Gläubiger eingegangenen Verbindlichkeiten sichern und die allmählige Einlösung und Tilgung der auf ihn fundirten Schuld bewirken soll. Diese Fonds sind die im Königreiche befindlichen Besitzungen und Einkünfte der Amortisationskasse des vormaligen italienischen Monte, die Besitzungen und Einkünfte der vormals italienischen Krone im Umfange des Königreichs, mit Ausnahme der Paläste, Gärten

und andere für den Kaiser oder die öffentliche Verwaltung dienenden Gegenstände, die von dem Tilgungsfond aus seinen Mitteln eingelösten fortdauernden Renten.

Die Militärmacht Oesterreichs ist ansehnlich und vortrefflich organisirt. Oesterreich ist gegenwärtig die zweite militärische Macht Europas. Die Infanterie besteht aus 58 Linienregimentern, 17 Nationalgrenzregimentern, 20 Grenadierbataillons, 1 Tiroler Jägerregiment, 12 Jägerbataillons, 5 Garnisonsbataillons 2c., und zählt nach dem Friedensstande 210,000 Mann. Im Kriege wird jedes Infanterieregiment nach Umständen auf 4 bis 5000 Mann verstärkt, und öfters, wie es bei den ungarischen Regimentern der Fall ist, auf einen noch weit höhern Stand gesetzt. Die Militärgrenze, die durchaus dem Waffendienste angehört und in Friedenszeiten zur Bewachung des Sanitätskordons 45,000 Mann verwendet, stellt ohne Schwierigkeit bei einem Kriege 100,000 Mann, und im Nothfalle noch mehr, die ihrer Bestimmung, dem Militärdienste, für den sie erzogen wurden, gleich den Kosaken folgen, ohne erst durch langwierige und kostspielige Vorbereitungen organisirt werden zu müssen. Die Kavallerie besteht aus 8 Kürassier-, 6 Dragoner-, 7 Chevauxlegers-, 12 Husaren- und 4 Uhlanenregimentern, und ist nach dem Friedensstande 39,024 Mann stark. Die gesammte Kavallerie ist in einem musterhaften Zustande. Die Artillerie zählt 5 Feldregimenter, die zur Bedienung von 1500 Kanonen, theils Feld-, theils Belagerungsgeschütz, bestimmt sind, und in dem bedeutenden Bambardierkorps eine treffliche Schule haben. Das Raketenkorps hat einen hohen Grad der Ausbildung erlangt. Mit Einschluß der Garnisonsartillerie und der übrigen Zweige wird die ganze Stärke der Artillerie auf 17,790 Mann angegeben. Rechnet man das Geniekorps und alle besondern Branchen hinzu, so ergiebt sich die Summe von 271,000

Mann, auf welche der Friedensstand der österreichischen Armee gewöhnlich angegeben wird, so, daß hier von 124 Einwohnern im Durchschnitte einer zum Militärdienste ausgehoben wird. In Kriegszeiten findet aber nach Bedarf eine beträchtliche Vermehrung statt, die schon bis auf 750,000 Mann gesteigert worden ist. — Der Staat ist in Werbbezirke eingetheilt, welche in den teutsch-illirischen, böhmischen und galizischen Ländern bei ihrer Bestimmung eine Volksmenge von 307 bis 382,000, und in den italienischen Provinzen von 446 bis 578,000 Seelen hatten; bei der mächtigen Zunahme der Bevölkerung sind auch diese Zahlen viel größer geworden. Die Bukowina war bisher stets von der Rekrutirung ausgenommen. Nach dem provisorischen Rekrutirungsdekrete von 1827 hörte die bisherige Reserve auf, und die rekrutirungsfähige Mannschaft wird unmittelbar aus der Population in die Regimenter oder Korps aufgenommen. Die Kapitulationszeit dauert 14 Jahre, nach deren Vollendung die Mannschaft in die Landwehr überzutreten hat. Nur die eilf Altersklassen vom zurückgelegten 19ten bis zum zurückgelegten 29sten Lebensjahre sind der Rekrutirung für die Linie unterworfen, ohne daß jedoch die Landwehrpflichtigkeit vom 30sten Jahre aufwärts aufgehoben wird. Dabei ist immer der Grundsatz zu beobachten, daß der Jüngere dem Aeltern vorgeht, und der Aeltere nur dann genommen werden kann, wenn die jüngere Altersklasse nicht ausreicht. Selbst bei größern Rekrutirungen darf auf die Altersklasse von 21 und 22 Jahren unter gleichen Umständen nicht gegriffen werden, so lang der Armeebedarf mit der jüngern Altersklasse gedeckt werden kann. Es sind darum auch mehrere der frühern Befreiungen aufgehoben und diese möglichst beschränkt worden. Jedoch wurde gestattet, Stellvertreter in Friedenszeiten zu stellen, und sich unter den vorgeschriebenen Bedingungen selbst vom Dienste in der Linie

freizumachen. In Ungarn geschieht die Ergänzung der Linienregimenter durch Rekrutenstellung, die aber vom Reichstage beschlossen sein muß, oder durch Werbung, die immerwährend ist und wozu alle Zusammenkünfte des Volks auf Jahrmärkten, Kirchweihfesten ꝛc. benutzt werden. In Kriegszeiten wird in Ungarn eine Insurrektion aufgerufen, deren Stärke auf 50,000 Mann angenommen werden kann. — An Festungen zählt man gegenwärtig 26, namentlich: Altgratiska, Arad, Brood, Karlsburg, Karlstadt, Cattaro, Essegg, Josephstadt, Komorn, Königgrätz, Kufstein, Legnano, Mantua, Munkács, Ollmütz, Osopo, Palmanuova, Peschiera, Peterwardein, Prag, Ragusa, Salzburg, Theresienstadt, Temesvar, Venedig, Zara; außerdem hat Oesterreich die Festung Piacenza im Herzogthume Parma, die Festungen Ferrara und Commacchio im Kirchenstaate auf immerwährende Zeiten besetzt, und theilt mit Preußen das Besatzungsrecht in der teutschen Bundesfestung Mainz. Andere befestigte Plätze, Forts, Pässe u. u. s., wo Besatzungen liegen und Kommandanten aufgestellt sind, sind noch zahlreicher. — Es bestehen im Staate mehrere militärische Erziehungs- und Bildungsanstalten, namentlich: die Ingenieurakademie in Wien, die Militärakademie zu Wiener-Neustadt, das Marinekadettenkollegium in Venedig, die Kadettenschulen in Ollmütz und Grätz, das Militärknabenerziehungshaus zu Mailand für die 8 italienischen Infanterieregimenter, 6 gallizische Knabenerziehungshäuser für die polnischen Regimenter, 40 solche Erziehungshäuser für die übrigen Linieninfanterieregimenter, und 4 Knabenerziehungshäuser für die siebenbürgischen und kroatischen Grenzregimenter. Für die Bildung von Offizierstöchtern ist zu Hernals bei Wien ein eignes Institut. Militärische Versorgungsanstalten sind die Invalidenhäuser zu Wien, Prag (nebst den Filialen zu Brandeis, Podiebrad und Pardubitz), Pettau, Pa-

dua (nebst dem Filiale zu Murano bei Venedig), Pesth (nebst dem Filiale zu Tyrnau); der schon seit 1750 bestehende allgemeine Invalidenfond, und der 1814 gestiftete Vereinsfond, dessen Interessen in Beträgen von 100, 50 und 25 fl. an Invaliden aus den drei letzten Feldzügen vertheilt werden."

***

Geographisch-statistisch-topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland, zur Kenntniß der Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten dieser Länder, für Geschäftsleute, Naturfreunde und Reisende. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet und mit einem vollständigen Meilenzeiger versehen, von Rudolph v. Jenny. Wien 1828, bei J. G. Heubner.

In unserem kränkelnden Zeitalter, welches täglich mehr schöne Geister und weniger Gelehrte, und daher auch täglich mehr Wortkram als Gelehrsamkeit und echte Poesie erzeugt, ist es ein wahrer Seelentrost für den Verehrer der Wissenschaft, durch die Bemühungen mehrerer tüchtigen Männer überzeugt zu werden, daß die vielen Literaturfelder noch immer fleißig bearbeitet werden, und auch lohnende Früchte tragen. Vorliegendes Werk ist nicht wenig dazu geeignet, uns diese Ueberzeugung zu verschaffen, und wenn der Herr Verfasser desselben (ein Oesterreicher, durch sein Reisehandbuch durch die österreichische Monarchie rühmlich bekannt) auch die Wissenschaft im Allgemeinen dadurch nicht bereichert hat, so hat er doch viel beigetragen, Kenntnisse zu verbreiten, die sonst nur durch mancherlei Umwege zu erlangen waren. England war seit langer Zeit in Mitteleuropa blos ein Gegenstand der Bewunderung seiner politischen Größe, seines einflußreichen, technologischen, industriellen und commerziellen Lebens und Wirkens,

ohne daß die Beschaffenheit des Bodens, insofern dieselbe interessante Gegenstände unserer Sinne darbieten möchte, einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt worden wäre. Die geistreichen Reisebeschreibungen des Garnett, Löwenthal, Macdonald, Meidinger, Remnich, Niemeyer, Rivinus, Spicker und der Dame Schoppenhauer, so wie die zerstreuten Nachrichten in verschiedenen Zeitschriften, waren einzeln doch nicht hinreichend, dem Leser ein umfassendes Bild von Englands Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten zu geben, und Herr v. Jenny hat uns durch die umsichtsvolle Zusammenstellung eines vollständigen Werkes aus diesen und andern Originalquellen (Capper's Topographical Dictionary of the Kingdom 1825), einen bedeutenden Beitrag zur Befriedigung eines großen geographischen Bedürfnisses geliefert. Es ist dieß der schon öfters geäußerte Wunsch, von allen Ländern fremder Zunge vollständige geographische Handbücher zu besitzen, die, ohne durch eine gelehrte Umständlichkeit voluminös zu werden, dem Profanen zur Belehrung und dem Gelehrten zum brauchbaren Handbuch dienen können. Außer trockenen Statistiken und anspruchslosen Geographien ist hierzu noch wenig geleistet, und wenn sich mehrere Männer hierdurch um die Statistik große Verdienste erworben haben, so blieb doch die Chorographie des Auslandes in unserer Sprache sehr vernachlässigt. Der Pfarrer Markus Lutz, in seinem vortrefflichen Werke über die Schweiz; Neigepauer über Italien; Tredgert über Dänemark und zunächst Jenny über England, haben hier die Bahn auf eine würdige Art gebrochen, und es ist höchst wünschenswerth, daß sie eben so würdige Nachfolger in Bearbeitung geographischer Handbücher über Frankreich, Spanien und Portugal*), und alle übrigen europäischen Staa-

*) Eine eben so vortreffliche Quelle wie „Capper's topogr. Dictio-

ten finden möchten. Wenn M. Lutz's Wörterbuch der Schweiz, im Verhältniß des Raumes der brittischen Inseln zu Helvetien, ungleich vollständiger und umfassender ist, als Jenny's Werk, so war dieß auch zweckmäßig, da ersteres unmittelbar für die Einwohner des Landes bestimmt war; letzteres aber die englischen Originalien nicht entbehrlich machen kann und soll. Reigepauer's Werk hingegen ist ein eigentliches Reisehandbuch, in dem Orthschaften von 8 bis 10,000 Seelen mit keiner Sylbe berührt werden, und steht daher der Leistung Jenny's bei weitem nach. Jene Werke aber, die wir über England besitzen, sind nicht umfassend genug, um im Allgemeinen befriedigend zu seyn. In Stein's allgemeinen geographischen Werken befindet sich nur eine äußerst kurz gefaßte Geographie der brittischen Inseln, und kann daher mit vorliegendem Werke in keine Parallele gestellt werden, noch weniger aber zur einzigen Grundlage eines Werkes, offenbar verschiedener Tendenz dienen). Hassel's Darstellung Britanniens ist zwar ausführlicher, allein doch nur eine systematische Geographie, die mehr Rücksicht auf die innere Staatsverfassung, Zahlenstatistik und die wichtigsten Bedingnisse seiner politischen Existenz nehmen mußte, als auf die unzähligen Naturschönheiten und Kunstwerke. Wenn daher Hassel's unübertreffliche Zusammenstellung alles abstrakt Wissenschaftlichen und sein, mit eisernem Fleiße ausgeführtes Gemälde des kolossalen Staatsgebäudes, gerechten Anspruch auf Anerkennung machen darf: so hat sich Hr. v. Jenny hingegen durch die höchst anziehende Schilderung des Bodens und die glückliche Vereinigung des Wissenschaftlichen mit dem-

nary" für England, dürfte des „Minano D. Seb., Dictionario geographico e statistico da Espana y Portugal" für Spanien sein. Wie vollständig dieses Werk werden müsse, läßt daraus schließen, daß jeder Band in der Regel nur zwei Buchstaben faßt.

selben, ein grosses Verdienst erworben. Alle übrigen Werke, welche über diesen Staat erschienen sind, bieten uns entweder blos trockene Kenntnisse oder nur eine unordentliche Schilderung einzelner Lokalitäten dar; und so steht nun vorliegendes Werk in gewisser Beziehung als ein Originalwerk gelungen und Jedermann befriedigend an der Seite der besten geographischen Produkte.

Die Orographie der beiden Inseln ist in keinem deutschen Werke noch so umständlich behandelt worden, weil ihre höchsten Berge (Croagh Patrik in Irland 4590 Pariser Fuß; Ben Newis in Schottland 4424 Fuß; Wharn in England 4052 Fuß) kaum die Höhe unseres Mittelgebirges erreichen; obwohl eben diese niederen Berge nicht minder imposante Naturscenen, als das Riesengebirge (im Verstande Ritter's) gewähren. Die Messungen sind wahrscheinlich aus englischen Werken entnommen und theils im französischen, theils im englischen Fuß, bisweilen ohne nähere Bestimmung ausgedrückt; jedoch ist dieß nur bei minder bedeutenden Höhen geschehen und der Verfasser dadurch zu entschuldigen, daß alberne Nationaleitelkeit die allgemeine Annahme des französischen Längenmaßes in Britannien sowohl als in andern Ländern verhindert hat.

Die Verkettung der Hauptartikel: England, Schottland und Irland mit den Nebenartikeln, geben diesem Wörterbuche einen so engen Zusammenhang, daß es mit geringer Mühe zu einem systematischen Werke umgearbeitet werden könnte. Es gewährt hierdurch die Vortheile eines Lexikons, verbunden mit der Fähigkeit, selbes als Lehrbuch oder Handbuch zu gebrauchen, und erfüllt demnach seine Bestimmung für Reisende, Geschäftsleute und Naturfreunde, vollkommen. — Zweckmäßig und nachahmungswerth fand Referent die Lage der kleineren Ortschaften, nach ihrer Entfernung von andern

geographisch wichtigen Punkten, bestimmt: indem unsere Charten noch sehr unzuverlässig sind und ohnedieß keine nähere Bestimmung gestatten. Um sich von dem Werthe dieser Leistungen schnell zu überzeugen, verweise ich die Leser auf nachfolgende Artikel: Killarney-See, Mangenton, Edinburg, Snowdon, Ben-Newis, Ingleborough, London, Cader Iris, Fingalshöhle, Ben-Lomond, Loch-Lomond, St. Michaels Mount, Brighton, Moffat, Bristol, Borrowdale, Blenheimhouse, York, Kent, Devonshire, Glasgow, Gloucester, Buxton, Perthshire, Mattlak, Giants-Causeway (Riesendamm) Windsor.

Als Anhänge zu dem Werke dienen: 1) Darstellung der Packetbootfahrten und des Postfuhrwesens nach Jahn und Siegmayer, und ein Meilenzeiger nach allen Richtungen in England, Irland und Schottland. 2) Hauptmomente der neuesten Zahlenstatistik vom Jahr 1821 und 1825. — Referent schließt mit dem aufrichtigen Wunsche, daß uns Hr. v. Jenny bald wieder mit ähnlichen gediegenen Produkten erfreuen möge, und unser ganzes literarisches Publikum wird um so wärmeren Antheil an seiner literarischen Wirksamkeit nehmen, als derselbe von der fast allgemeinen Geographenkrankheit, auf den einmal errungenen Ruhm tapfer loszusündigen (exempla sunt odiosa), nicht ergriffen zu sein scheint.

1.

Oesterreich wie es ist. Gemälde von Hans Normann. Erste Abtheilung. Die österreichischen Länder und Völker. 2 Bdchen. XIV und 333 S. Zweite Abtheilung. Wien wie es ist. 2 Bdchen. XXXIV und 273 S. Leipzig und Löwenberg, bei F. W. Gödsche. 1833.

Der Anfang dieses Gemäldes von Oesterreich belehrt uns sogleich, daß ein Sohn Austria's die Feder führte, welche es

entwarf. „Mein Vaterland, dich soll ich singen?“ hebt der Verf. an, dessen Beruf zu dieser Unternehmung gar nicht in Frage gestellt werden kann. Nur mit aufrichtiger Achtung wurde Ref. von der hohen patriotischen Liebe des Verf. zu seiner Heimath erfüllt, die er unverholen an den Tag legt und der ihm schon früher werth Gewordene ward ihm dadurch noch werther. Zwar ist Uebereinstimmung mit seinen Ansichten nicht durchgängig möglich, und obgleich gern fortgerissen von dem poetischen Schwunge, mit welchem Herr Normann eine Skizze seines Werkes (1. Abth. S. 1—26.) in bezaubernden Umrissen und gleichsam vor unseren Augen, entwirft, vermag doch des Ref. nordteutsche Natur die prosaische Vergleichung dieser Umrisse mit der Wirklichkeit nicht zu unterlassen. Der Wein wächst im Norden nicht wild, wie im Erzherzogthume Oesterreich, was ihm übrigens auch nicht zum Verdienst angerechnet werden kann. Allein was hilft es, den Leib pflegen zu können, und dabei für viele politische Uebelstände keinen besseren Trost zu besitzen als den, daß es noch schlechter zugehen könnte? Mit diesem reicht der Unglückliche in den siberischen Minen der im Sklavenschiffe mit einem kranken, halbtodten Leidensgefährten zusammengekoppelte Neger aus. Doch diese Bemerkungen sollen kein Vorwurf für den Verf. sein. Nur zu oft sieht man auch bei ihm den Schmerz durchblicken, den das Anschauen eines von der Natur gesegneten und im Mittelpunkte der civilisirten Welt gelegenen Reiches erweckt, welches viele Millionen kräftiger an innerem Vermögen keinem andern Volke nachstehende Menschen bewohnen, und —. Genußreich und begeisternd ist es von der Berge Rücken hinabzuschauen in idyllische Thäler, auf die mit dem Segensgewande der Natur bekleidete Ebene. Wohl ziemt es der dem

Memnonsbilde verwandten Brust des Dichters die darüber hingleitenden goldenen Sonnenstrahlen tönend zu begrüßen; allein dieselbe Brust durchrieselt ein Quell, der nimmer das granitene Götterbild durchdringen wird, und dessen heiße Wellen sich beängstigend im Herzen sammeln, wo dem Elemente des Lebens, der Freiheit keine Tempel gebaut und von der Menschen Thorheit die köstlichsten Pfunde vergraben werden. — Viel verschuldet hat Oesterreich am Jammerdaseín Teutschlands. Immer war es das bleierne Gewicht, welches sich in glücklichen Augenblicken an seine Fittige hing. Nicht Teutschland hat sich von Oesterreich (1. Abth. S. II.), sondern Oesterreich hat sich von Teutschland losgerissen, als der Norden das Joch des römischen Götzen abwarf, und die Fesseln der Geister zerbrach. — Daß sich — wie der Verf. a. a. O. versichert — viele Bewohner österreichischer Städte dem bequemen Indifferentismus ergeben, kann Ref. nimmer bewegen, diese Gleichgültigen auf eine Stufe mit wahrhaft aufgeklärten Protestanten zu stellen. Aide toi et dieu t'aidera ist der Inbegriff des ganzen protestantischen Glaubens*), und diese große Lehre hat bei redlicher Befolgung noch Niemand zu Schanden, wohl aber viele groß werden lassen und geehrt. Vor ihr flieht die Nacht des Aberglaubens, durch sie erhebt sich der Mensch über das Schicksal. Ref. kann eben so wenig gelten lassen, daß (S. 71. 1. Abth.) gesagt wird, wenn die katholische Religion nur ein täuschend Meteor von trügerischen Dünsten, sei die protestantische nur ein schlechtes Taglicht, das beim ersten Schritt im Sturm verlischt, obgleich der Verf. auch damit mehr zugegeben hat zum Besten der Letzteren, als er vielleicht gewollt, denn das Verlöschen zu verhüten, bedarf man ja nur einer guten Laterne.

*) ? ? nebst vielen ergebensten Zweifeln. D. R.

Doch genug dieser allgemeinen Bemerkungen, die sich Ref. unwillkürlich aufdrangen, und jetzt zu dem einzelnen Inhalte des Buchs. Die ersten zwei Bändchen verbreiten sich in anziehender Weise, nicht nachahmend den bekannten ähnlichen Darstellungen, sondern in origineller, geistreicher Art, ausgestattet mit neuen, und wie es scheint, zuverlässigen statistischen und anderen Angaben aller Art, über die österreichischen Länder und Völker. Von jeder Provinz wollte der Verf. 1) ein Bild der Landschaft, 2) eine Darstellung von klimatischen Verhältnissen, 3) eine Darstellung der Landeserzeugnisse, 4) ein Charakter und Sittengemälde des Volkes, 5) ein dergleichen des Viehes, 6) eine Darstellung der Gewerbsthätigkeit, 8) der wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit, 9) des Glaubens und Wahns der Bewohner; 10) eine gelehrte Abhandlung über die Verfassung und Verwaltung und was daran gut und schlecht ist, 11) eine freimüthige Erörterung über den Zustand und der Gesinnung des Volkes geben. Mehr und minder ausführlich hat er dieß auch in den zwei ersten Bändchen gethan. Ungarn allein wird nur flüchtig abgehandelt, allein das hoffentlich bald erfüllte Versprechen eines selbstständigen Werkes über dieß merkwürdige Reich wird diesen Mangel desto vollständiger abhelfen. Wien wie es ist, liefert den Inhalt der zwei anderen Bändchen. Nach einer voraus gehenden historisch-topographischen Einleitung beginnt das Gemälde der Kaiserstadt wie billig mit dem K. K. Hofe, dann folgt der Adel, Religion, öffentliche Stimmung (Gott erhalte Franz den Kaiser), Geld, Geistesthätigkeit, österreichische Literatur und Wiener Literatoren, Universität und Polizei, zu welcher auch die Büchercensur gehört. Von ihr erzählt der Verfasser auch folgende Anekdote. „Ein geachteter Weltpriester hat mich, ein von ihm verfertigtes Gebet der Zensur unter meinem Na-

men zu unterlegen. Es hatte den Titel: „Gebet bei Gelegenheit der uns bedrohenden Cholera für gebildete Katholiken." Ich reichte die kaum ½ Bogen starke Schrift ein, erhielt sie aber erst nach drei Wochen zurück mit der Unterschrift: om. del. imprimatur. Ich suchte vergeblich die deleta bis ich auf dem Titel das Wort „gebildete" ausgestrichen fand." Wie soll man das deuten? fragt der Verf. und Ref. mit ihm, der übrigens ein Aehnliches nur wenig Jahre älteres Beispiel aufzählen kann. Eine neue Anweisung zur Landwirthschaft von einem anerkannt sachverständigen Verfasser sollte unter dem Titel: „der verständige Bauer" gedruckt werden. Auch hier strich die Zensur das „verständige." Besorgt man vielleicht in Oesterreich das Aufkommen neuer Titel, oder sorgt man für Gleichheit, da man es nicht mit der Freiheit halten will? — Von den übrigen zahlreichen Abschnitten „die Wiener, das schöne Geschlecht, Wiener Mundart, Volkspoesie, Theater u. s. w." verdienen mehrere das Prädikat ausgezeichnet, darunter gleich die erste im besonderen Grade. Auch die Umgebungen der Kaiserstadt sind nicht vergessen worden, und es wird nicht leicht Jemand etwas Wesentliches vermissen, vorausgesetzt, daß er nicht über Kirchen und Klöster ausführliche Nachrichten sucht. Gehören doch die auch nicht in's frische Leben, so wenig wie die in der Verwesung gestörten Mumien Aegyptens auf einen Ball.

Und so macht denn Ref. das Publikum in Süd und Nord in Ost und West, so weit die deutsche Zunge reicht, auf diese höchst anziehenden und an interessanten Aufklärungen reichen Bändchen mit dem Wunsche aufmerksam, dem Verf. auf diesem Felde nicht zum letzten Male begegnet zu sein. Es giebt noch so Vieles aufzuhellen über Oesterreich und er scheint den Mosesstab zu besitzen, der die verborgenen Quellen hervorsprudeln heißt, an's Tageslicht.

******

Schlußwort der Redaktion.

Vieler Anstöße wegen konnten wir im ersten Band unseren Plan noch nicht realisiren. Im zweiten, zu dem das Manuskript schon bereit liegt, ist ungleich mehr geschehen, und der durchaus originelle Text zu demselben wie die Richtung, die sich darin ausspricht, giebt uns ein freudiges Vorgefühl von dem, was aus der Austria in Kurzem werden wird. Wir geben in unserer Austria jeder Parthei Raum zum frohen Gebrauch des unbestreitbaren Rechts — zur Sprache — zur Klage und Vertheidigung. Die Austria wird in der Folge immer mehr politischen Inhalt haben, die Austria wird weder demagogisch, noch aristokratisch, sondern neutrales Land sein, auf dem sich alle Partheien besprechen, beklagen, vertheidigen — auf dem das Recht und die Wahrheit siegen soll. Daher hoffen wir, werden die Regierungen uns nichts in den Weg legen, denn wir wirken im Interesse der Wahrheit.

Briefe und Beiträge erbitten wir uns dringend auf sicherem Wege unter der Adresse: an die Redaktion der Austria, abzugeben in A. J. Groß-Hoffingers geographisch-artistischem Institute in Leipzig.

Aus allen Provinzen und größeren Städten wünschen wir eine Darstellung aller Verhältnisse des geistigen Leben und Wirkens, des Schaffens der Kunst und Wissenschaft, Berichte über wichtige Institute der Gegenwart und Erwartung, den moralischen und phisischen Zustand der Bewohner.

Die Beiträge werden anständig honorirt.

Der Inhalt der „Austria" wird sich aus folgenden Gegenständen bilden:

1) Reisebeschreibungen, ethnographische Schilderungen und Berichte von österreichischen Reisenden im Auslande, in und außer Europa.
2) Politische, historische, staatswirthschaftliche und ökonomische Aufsätze von allgemeinem Interesse.
3) Kritisches Repertoir aller wichtigen literarischen Erscheinungen in Oesterreich.
4) Korrespondenzen über wissenschaftliche und künstlerische Betriebsamkeit, Industrie Gewerbsfleiß, Oekonomie u. s. w. aus allen Hauptstädten der Monarchie.
5) Geographische und statistische Aufsätze, in sofern sie offiziellen Ursprungs sind und die österreichische Monarchie betreffen.
6) Biographieen berühmter Oesterreicher, wo möglich mit Beigabe ihrer Bildnisse.

Um die Tendenz der Austria noch mehr auszudehnen, haben wir eine neue, in dem ursprünglichen Plane noch nicht enthaltene Abtheilung, unter dem Titel:

Der österreichische Parnaß

veranstaltet. Proben aus den besten Dichterwerken, Novellen, Erzählungen Sagen, Gedichte x. von österreichischen Verfassern werden den Inhalt derselben ausmachen. Wir bitten um

thätige Mitwirkung der österreichischen Dichter an dieser vaterländischen Unternehmung. Kritiken werden in Zukunft nur in das kritische Repertorium aufgenommen.

Alle Aufsätze in der „Austria" werden von österreichischen Verfassern herrühren. Ausländer werden nur dann zu Mitarbeitern aufgenommen, wenn sie im Umfang der österreichischen Monarchie domiziliren, oder ihre Beiträge unmittelbar österreichische Angelegenheiten betreffen.

Buchhändler und Schriftsteller, welche Werke über und aus Oesterreich angekündigt und beurtheilt wünschen, belieben uns ein Freiexemplar portofrei zukommen zu lassen.

Die wissenschaftliche Abtheilung des

zweiten Bandes

wird unter vielem Anderen folgende Aufsätze enthalten: 1) Uebersicht der ungarischen Reichstagsverhandlungen von 1830 und 1832. 2) Oesterreich und das Ausland. 3) Statistische Mittheilungen. 4) Die Cholera Morbus im Jahre 1832. 5) Zustände in Tirol. 6) Regierungssystem in Oesterreich. 7) Vertheidigungsfähigkeit Oesterreichs. 8) Oesterreichs Literatur. 9) Reisen. 10. Gallizien in der polnischen Insurrektionsepoche. ꝛc.

Leipzig, im Januar 1833.

Die Redaktion der Austria.

Druckfehler.

Seite 64, 9te Zeile von unten lies 1831 statt 1832.

Inhalt des ersten Bandes.

P B C

Tasch

Revolution

Dr. Eduard

Die Deutschen, ausgezeichnet
unbezähmbare, ungemessene Kr
neigt zum Grübeln und Forsch
Hinsicht schienen sie zu immern
treten gegen Napoleon konnte d
ändern. Allein was dem tiefer
sich jetzt auch dem Auge des E
Liebe zur Freiheit nicht erloschen

Deutschland war es, n
vollständig ins Leben gerufen
würdige Beispiel der religiösen
damals, wie noch heut zu Tag
Italien, in England und Spa
wurde die Macht der römischen
deutsche Volk betrat zuerst die
Stuhles war für immer entsch
zögert werden.

Was auch seitdem in
reich, für die Freiheit überhau
wurzeln in deutschem Boden,
der deutschen Reformation ent

Von dieser Grundansic
heftig bewegten und reformiren
tionen der neuern Zeit zusamn
der Thatsachen, wie die glaubi
les einseitigen Raisonnements,

selbstständigen Urth
wird sie sich als G
jedem Leser wird
Statthalter Christi
chen Gewalt zuerst
Jahrhunderte vorar
folger herangereift
in erzwungener Un

Die Biblio
schieden

1) Geschichte des
im Jahre 15
2) Geschichte des
3) Geschichte der
4) Geschichte der
volution.
5) Geschichte der
von 1789.
6) Geschichte der
von 1794.
7) Geschichte der
in Spanien.

In der R
schen; das Interes
machen wir mit d

Gesch
Gesch
Gesch

Die übrige
tigen Unternehmen

Die Verla
von ihrer Seite A
nen zu lassen.

Der Preis
Vorausbezahlung

Der Subs
um die Hälfte erh

Leipzig, den 1.

An die östreichischen Schriftsteller.

Meine Herren!

Ich habe vor drei Monaten den Prospectus dieser Zeitschrift in alle Provinzen der Monarchie geschickt und eine freudige Bewegung dachte ich mir, wird alle Patrioten ergreifen, wenn Sie sehen, daß einer der Ihrigen, losgerissen vom Vaterlande, dennoch dem Vaterland zugewendet, thätig bemüht ist, redlich einen Impuls zu geben, für regere Thätigkeit des Wortes. Sie haben mich verstanden meine Herren und alle Patrioten, mein Unternehmen hat Beifall gefunden und hie und da eine wärmere patriotische Aufwallung erregt, aber in der That meine Herren es that mir weh — weniger um meiner Zeitschrift als um meines Vaterlandes willen — daß von Ihrer Seite bis jetzt nur Geringes geschah zur Unterstützung eines mit Opfern gegründeten, und mit Opfern erhaltenen patriotischen Unternehmens. Nur von mehreren wackern Oestreichern im Ausland, wurde mir thätige Mithülfe.

Ich fordere Sie daher dringend auf mich mit Beiträgen zu unterstützen. Ich habe Teutschland verkündet, zu zeigen was Oestreich ist und kann — was müßte Teutschland schließen, wenn ich in der Folge diese Tendenz der Austria ändern müßte. Meine Herren, die Ehre des Vaterlandes erheischt von Ihnen, daß Sie ein nationales Institut in der besten Absicht gegründet, nicht untergehen lassen.

Leipzig den 30. Januar 1833.

A. J. Groß-Hoffinger.